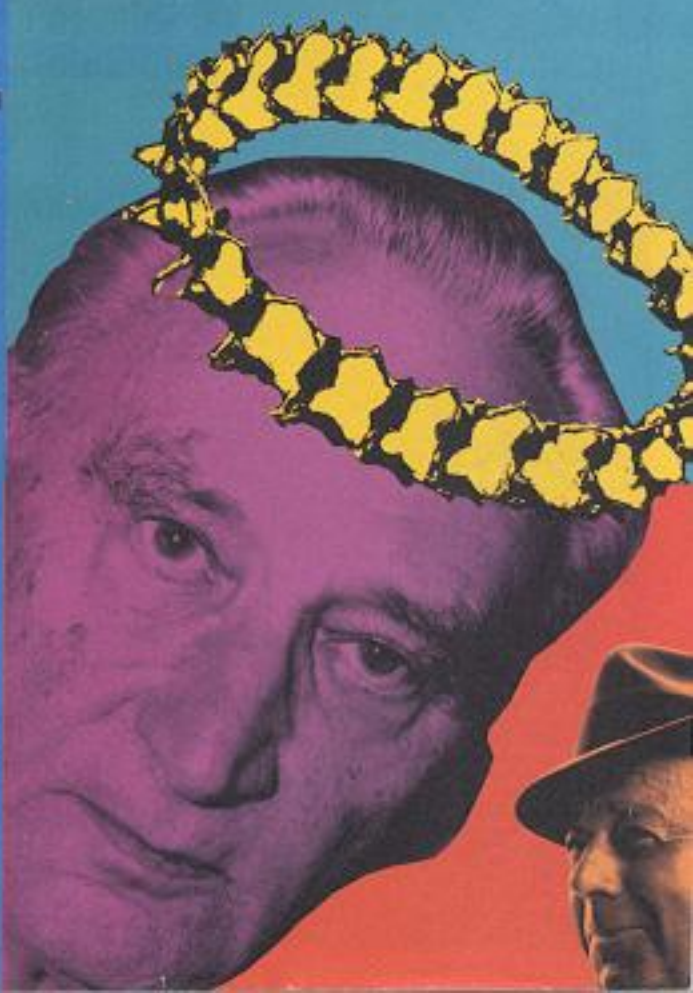
Heft 12 Dezember 1994 6,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Das einige Vaterland: Von dem Krenz bis an den Rühmann, von dem Globke bis zum Bahr
- Klassenkampf: Die Patrizier proben den Aufstand
- PDS: Heym im Reich
- High Noon auf Schalke
- Pop & Politik in Brasilien



in konkret Dezember 1994

von konkret

an konkret

Globke & Antje von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Wann platzt der Elefant? von Karl Heinz Roth
Die Kapitalisten, der Kanzler und die soziale Frage nach den Bundestagswahlen

Deutsches Vorbild von Otto Köhler
Hitler-Jugend und Ostfronterfahrung – im ZDF schwärmte der Aufsichtsratsvorsitzende der Deutschen Bank, F. W. Christians, von seiner Ausbildung zum Großbankier

Allemal liberal von Georg Fülberth
Die »Berliner Positionen« des Ex-Generalbundesanwalts von Stahl unternehmen den Versuch, mit Hilfe der FDP jene Lücke zu schließen, die Schönhuber hinterläßt

Gysis Revoluzzertruppe von Jürgen Elsässer
Der Wahlerfolg der PDS ist ein Generalangriff auf den real existierenden Kapitalismus. Ein kleiner Rundgang durch die Gefechtsstände der PDS-Bundestagsfraktion

Jeder ist uns der nächste 33 von ARCHIV FÜR SOZIALPOLITIK

Enge Grenzen von Oliver Tolmein
In Berlin geht der »Kaindl-Prozeß« mit einem Deal zwischen Gericht und Angeklagten zu Ende

Patchwork im Kriegszustand von Michael Hahn, Günther Jacob
Die Kategorien »Race« und »Ethnicity« bestimmen noch immer das Selbstbild der US-Gesellschaft. Durch die allgemeine Kulturalisierung des Sozialen zu einem »Patchwork der Minderheiten« sind sie sogar noch präsenter geworden. Die Chancen für eine subversive Maskerade darin sind jedoch denkbar gering. Fortsetzung eines Beitrags, dessen erster Teil unter dem Titel »Rhythm and Jews« in KONKRET 9/94 erschien

Who's left
StörenfriedDie Initiative Sozialistisches Forum

Billige Masche von Dieter Drüssel
Hoch die internationale Zivilgesellschaft! – Die Soliszene verabschiedet sich von den revolutionären Gruppen in Lateinamerika

»Die letzte Kraft des Planeten« von Werner Pirker
Wie sich Deutschlands Nationalisten einst ideologisch am Sozialismus mästeten, versuchen Rußlands gescheiterte Realsozialisten, sich am Nationalismus hochzuziehen

Rechte Intelligenz von Ludger Weß
In den USA und Westeuropa macht eine Studie amerikanischer Wissenschaftler Furore, die einen Zusammenhang von »Rasse« und »Intelligenz« behauptet. Sie stützt sich auf »Forschungen« einschlägig bekannter Rechtsextremisten

Kunst & Gewerbe

Bucky bleibt der Beste! von Barbara Kirchner, Dietmar Dath
Richard Buckminster Fuller (L 1983) war Designer/Denker & das, was Erfindermythen ein »Universalgenie« nennen. Seine Taten und Ideen machen ihn in Wissenschaft und neuen Subkulturen zum Objekt anhaltenden Interesses. Rechtzeitiger Hinweis auf seinen 100.

Mundtoter Marxist von Stefan Dornuf
Mit radikalen Stellungnahmen hat sich der österreichische Soziologe Leo Kofler vom Mainstream der deutschen Restlinken verabschiedet

Im Weichbild der Alpen gereift von Dietrich Kuhlbrodt
Heinz Rühmann und der Führer – eine Volksgemeinschaft stiftende Männerfreundschaft

Schreckliche Befreiung von Ingrid Strobl
Im Mai 1920 kam der 25jährige Isaak Babel als Berichterstatter der Zeitung »Roter Kavallerist« zur Ersten Roten Reiterarmee von General Budjonnyj. Sein Erzählzyklus »Die Reiterarmee« liegt nun in einer neuen und vollständigen Übersetzung auf deutsch vor

Härte des Sentiments von Christopher Emrich
Chico Buarque, Star der Música Popular Brasileira, blickt zurück auf vierzig Jahre brasilianischer Entwicklung. Seine neueste CD »Paratodos« und sein Roman »Der Gejagte« reflektieren die Modernisierungshoffnungen der Fünfziger und die Entfremdungsprozesse der Diktatur. Nebenbei erinnert er daran, daß die Bossa Nova etwas mehr war als nur ein Modetanz aus der Zeit des Wirtschaftswunders

Blau-weißer Masochismus von Klaus Walter
Assauer gegen Kremers gegen Möllemann. Schalke 04 – die Schlammschlacht als Gesamtkunstwerk

Stehaufmännchen von Jimmy Hartwig, Elke Wittich

31,3 cm2 von Martin Pesch
Plattencovers repräsentieren das Image einer Musik. Sie bieten dem Popmusiker Gelegenheit, seine Position im Popuniversum visuell zu definieren. Die Hamburger Ausstellung »The Retrographic Beat« klopft die Geschichte der Covergestaltung auf Bezüge und Ähnlichkeiten ab und belegt, warum bei einer neu gegründeten Musikzeitschrift die Anmaßung schon auf der Titelseite beginnt.

Auch nur Eiweiß von Thomas Palzer
Der polnische Autor Andrzej Zaniewski zeigt die Evolution als Irrtum im Dienst der Eitelkeit.

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 12/94, S. 4

von konkret

Mehr als 400 Interessierte fanden am 12. November den Weg in die ehemalige Dresdner NVA-Militärakademie, die inzwischen von der Technischen Universität genutzt wird. Es begab sich dort die Theoretische Konferenz »Links ist dort, wo keine Heimat ist« über Nation, Nationalismus und Antinationalismus.

Vertreter und Vertreterinnen der einladenden Redaktionen (neben den organisatorisch tragenden Zeitschriften KONKRET und »Bahamas« die Hamburger Zeitschrift »17/ C«, die Vierteljahresschrift »für Politik und Verbrechen« »Die Beute« und die Tageszeitung »junge Welt«) sowie zusätzlich geladene Referentinnen und Referenten diskutierten in vier Foren über die Theorie der Nation und des Nationalismus, die Rolle der Nation in Theorie und Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, den Befreiungsnationalismus und die Liebe der Linken zu Identitäten und Ersatzidentitäten.

Die Referate dieser Konferenz, die hoffentlich bald auch in gedruckter Form vorliegen (das bereits vorab veröffentlichte Arbeitsheft versammelt Dokumente aus der Geschichte der Arbeiter- und der antiimperialistischen Bewegung und neuere Texte zur Theorie der Nation; es kann gegen Vorkasse – 20 Mark, nur Scheck oder Briefmarken – angefordert werden), die Kombination der einladenden Zeitschriften und die Zusammensetzung sowohl der Podien als auch des Publikums zeigten, daß aus einigen Fehlern des KONKRET-Kongresses gelernt wurde.

Inhaltlich hat sich gezeigt, daß die traditionelle marxistische von der als postmodern verpönten bohemistischen Linken und ihrem dekonstruktivistischen Ansatz gerade in der Diskussion über Nation und Nationalismus einiges lernen kann und einiges bereits stillschweigend übernommen hat. Hier wäre in der nächsten Zeit über die Tragweite dieser Importe und ihre Folgen für erkenntnistheoretische Aspekte des Materialismus weiterzudiskutieren, was dann auch für die Rassismus- und Sexismusfrage von Bedeutung sein wird.

Zweitens hat sich die Wahl des Veranstaltungsortes als richtig erwiesen. Sie hatte im Vorfeld zu der Befürchtung geführt, daß sich lediglich die einschlägigen westdeutschen Zirkel auf fremdem Terrain versammeln würden. Tatsächlich wurde die Konferenz in der Höhle des Löwen von der PDS erkennbar geschnitten – nur versprengte Vertreter ihres völkischen Arms, u.a. der Sorbenkundler Lötzsch, waren, wohl aus ethnologischem Interesse, anwesend. Zahlreiche junge Teilnehmer aus der Ex-DDR bewiesen jedoch, daß es für solche linken Diskussionen, die die Karl-Liebknecht-Straße nicht genehmigt, großes Interesse gibt.

Und drittens könnte die Konferenz trotz ihres streng theoretischen Zuschnitts zu einer Initialzündung für ein linksradikales antinationales Aktionsbündnis werden. Die Redaktionen von »17/ C« und »Bahamas« jedenfalls schlugen vor, die im nächsten Jahr zum 50. Jahrestag der deutschen Kapitulation zu erwartende neueste Welle des Revisionismus mit einer geeigneten Aktion oder Demonstration zu stören. Für den 10./11. Dezember laden sie alle interessierten Gruppen und Einzelpersonen zu einer Beratung in den Mehringhof in Berlin. Kontakt: Vorbereitungsgruppe 8. Mai, Postfach 306 237, 20328 Hamburg.

Da die Veranstaltung trotz der großen Nachfrage und einigen hoffentlich nachhaltigen Erkenntnisgewinnes finanziell mit Verlust abschloß, bitten wir um Spenden auf das Sonderkonto H. Möller, Hamburger Sparkasse, BLZ 200 505 50, Nr. 1257/47 99 21, Stichwort »Heimatkonferenz«.

»Ganghofer im Wunderland«: Unter diesem Titel liest Hermann L. Gremliza am 10. Dezember um 20 Uhr in der Kanzleiturnhalle in Zürich aus seinem Buch gleichen Titels (aber ohne die darin leider enthaltenen Fehler: Kommödie wird wieder, wie in der Erstveröffentlichung, Komödie heißen, Theo von Konsalik um drei Leerzeilen getrennt sein, und good news is bad news).

»Bleibt Peymann in Wien oder kommt der Kommunismus wieder«, fragte Michael Scharang im Titel seiner »Geschichten, Satiren, Abhandlungen« (KONKRET TEXTE 3). Inzwischen hat dpa die Frage beantwortet: »Peymann bleibt bis 1999 in Wien.« Scharang, KONKRET und die anderen Verdammten dieser Erde müssen sich noch ein wenig gedulden.

Der gesamten Auflage dieser Ausgabe ist in der Mitte eine Postkarte beigeheftet, mit der alle Leserinnen und Leser, die KONKRET noch nicht im Abonnement beziehen, ein solches ordern können. Das ist bis zum 1. März 95 besonders attraktiv, da wir unter allen neuen Abonnentinnen und Abonnenten 444 Preise verlosen, darunter Reisen, Bücher, Platten. Auch wer KONKRET bereits abonniert hat, kann dabei sein, wenn er oder sie ein Abonnement verschenkt.

Konkret 12/94, S. 6

an konkret

An der Realität vorbei

KONKRET 9/94: »Schnäppchen für Springer« von Otto Köhler

Otto Köhler schreibt: »... Gerhard Hirschfeld ... bekam grünes Licht, nachdem er schon zwei Monate nach der Wende im Dezember 1989 dem Parteivorstand signalisiert hatte, es bestehe gute Aussicht, daß die PDS die großen Bezirkszeitungen an die SPD zurückgeben werde, die 1946 in SED-Vermögen übergegangen waren. Der Auftrag kam vom SPD-Schatzmeister Hans-Ulrich Klose.«

Einen solchen Auftrag hat es nicht gegeben. Wir wissen nur, daß Hirschfeld aus eigenem Antrieb Gespräche geführt hat, über die er mit einer optimistischen Einschätzung berichtet hat. Der SPD-Parteivorstand hat am 09.05.1990, vertreten durch seinen Anwalt Dr. Helmut Neumann, für das gesamte Vermögen, Druckereien, Zeitungsbetriebe und Grundstücke, die Rückübertragung bei der PDS angemeldet. Aufgrund dieser Forderung kam es am 29.05.1990 zu einem Gespräch mit Herrn Bisky, damals Präsidiumsmitglied der PDS, und Herrn Pelikan, Vermögensverwalter der PDS, sowie unserem Anwalt und Herrn Maldaner, dem Büroleiter des SPD-Schatzmeisters.

Die PDS bot in diesem Gespräch 100 Mio. DM (Ost) als Entschädigungszahlung an, also nach Umtausch 50 Mio. DM. Außerdem hielt sie eine Beteiligung an drei Verlagen mit Sperrminorität für möglich (Berliner Verlag, der die »Berliner Zeitung« herausgab, Dietz-Verlag, dem früheren SPD-Parteiverlag, und »Junge Welt«). Im Kern bestritt die PDS unsere Rechtsauffassung, daß die Vereinigung von SPD und KPD unter Zwang erfolgt sei und damit alle Eigentumsübertragungen rechtswidrig wären. Das Gespräch ließ zudem deutlich werden, daß die PDS ein teilweises Entgegenkommen auch als Angebot zur Zusammenarbeit von PDS und SPD ansah.

Nach diesem Gespräch hat es keine weiteren Gespräche mit der PDS gegeben. Der schnelle Fortgang der deutschen Einheit beendete bald die Verfügungsmacht der PDS über ihr Parteieigentum und stellte dieses in dem von uns beanspruchten Teil unter die Treuhandschaft der Treuhandanstalt, so daß ab 03.10.1990 die Treuhandanstalt und später die Ämter zur Regelung offener Vermögensfragen unsere Verhandlungspartner wurden.

Die Argumentation von Otto Köhler, die SPD hätte die Chance gehabt, in direkten Verhandlungen mit der PDS ein Presseimperium von sieben Regionalzeitungen im Wert von 1,6 Milliarden DM zu erhalten, geht an der Realität vorbei: Erstens war die PDS dazu nicht bereit. Zweitens wuchsen seit der Volkskammerwahl und der darauf folgenden Regierungsbildung von Maizière (CDU) die Zweifel an der Verfügungsmacht der PDS. Nach unserer Rechtsauffassung hatte sie niemals rechtsgültig erworben, konnte also auch nicht rechtskräftig übertragen. Nur bei einem längeren Fortbestand der DDR hätte es Sinn gemacht, weitere Gespräche zu führen. Bald nach der Volkskammerwahl und den Mai-Wahlen war sicher, daß die PDS sehr schnell die Verfügung über ihr gesamtes Parteieigentum verlieren würde. Was dann auch eintrat. Drittens wurde durch den Wahlsieg von CDU/CSU/FDP im Dezember 1990 eine Mehrheit bestätigt, von der alles zu erwarten war, nur nicht die vollständige Übertragung von sieben Regionalzeitungen in das Eigentum der SPD. Dieses leichtfertig zu behaupten, heißt doch, die Mehrheitsverhältnisse und Interessen des Jahres 1990 und danach völlig zu verkennen.

Die SPD hat trotzdem ihre Rechtsansprüche auf Rückübertragung geltend gemacht. Wir hätten diese Ansprüche in langjährigen Prozessen verteidigen können – mit der Folge, daß wir in einigen Fällen notwendige Investitionen in die Zeitungsbetriebe blockiert hätten, in anderen Zahlungen aus den niedrigen Verkaufserlösen erhalten hätten. Die SPD hat sich deshalb für den Vergleich entschieden, dazu gehören der von Otto Köhler genannte 40-Prozent-Anteil an der »Sächsischen Zeitung« und eine Abfindung von 75 Mio. DM – also deutlich mehr, als die PDS im Mai angeboten hatte. Dieses Geld mußte jedoch reinvestiert werden, durfte nicht in die Parteikasse fließen.

An jedem Vergleich läßt sich herumdeuteln. Dieser bot für uns eine Menge Vorteile, denn vor allem der 40-Prozent-Anteil an der »SZ« hat schon jetzt einen bedeutenden Wert. Mit dem Vergleich wurde auch unser prinzipieller Anspruch auf Rückgabe präjudiziert, was in der Folge zur, wenn auch schleppenden, weiteren Rückgabe unserer vor 1933 zahlreichen Grundstücke führte. Diese Rückgaben sind bei weitem noch nicht abgeschlossen.

Ein wenig Wolkenkuckucksheim ist die Behauptung, wir hätten die riesigen Investitionsmittel für die überall notwendigen neuen Druckzentren leicht durch Verkauf »von einem oder zwei der Titel« aufbringen können. Die Druckzentren in Leipzig, Potsdam usw. sind zu besichtigen, jedes von ihnen hat mindestens 500 Mio. DM gekostet. Solche Investitionen überschreiten bei weitem die Möglichkeiten des Unternehmensbereichs der SPD, schon gar nicht wären sie durch den Verkauf der Titel – selbst aller Titel – aufzubringen gewesen. Die großen Verlage der Bundesrepublik waren dabei in einer

günstigeren Wettbewerbslage, denn sie konnten die Investitionsmittel schnell aus ihren florierenden Westunternehmen mobilisieren.

Inge Wettig-Danielmeier

Schatzmeisterin der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Bonn

Unterm Teppich

KONKRET 11/94: »Revolutionäre Gymnastik« von Klaus Bittermann

Die Edition Nautilus ist keineswegs, wie Bittermann behauptet, ein kleiner »Anarchoverlag«, ein Blick in unser Verlagsprogramm genügt. Richtig ist: Wir haben anarchistische und situationistische Literatur herausgegeben, zu deren Lesern u.a. Klaus Bittermann gehörte. Diese verlegerische Praxis ist selbstverständlich kein Zufall. Der von Bittermann als Bauchredner in eigener Sache aufgebotene Gérard Lebovici lehnte das Angebot, eine französische Neuausgabe der Durruti-Biographie zu veranstalten, nicht nur aus den im Artikel angegebenen Gründen ab, er warf Abel Paz außerdem vor, einen lobenden Artikel über Sartre geschrieben zu haben: »Sartre ist nacheinander der Knecht und öffentliche Verteidiger der Bürokratien und Polizeien Rußlands, Polens, Kubas, Algeriens, China und einiger anderer Staaten gewesen.« Derartige Sitologien bleiben unterm Teppich. Klängen solche Urteile in einer Zeitschrift wie KONKRET doch wie Anklagen gegen das eigene Tun.

Der selbstgeschaffene Zwang zur herabsetzenden Gehässigkeit verpflichtet Bittermann dazu, in einem der Rezension angehängten »P.S.« meinen Beitrag in der »Beute« als »lyrische Mundmalerei« zu bezeichnen. Wodurch sich die Merk- wie Denkwürdigkeit ergibt, in einer linken Zeitschrift zu lesen, daß das Erinnern an den Fortgang des Klassenkampfes als Begründung für die Herausgabe eines Buches über die Klassenaktionen des spanischen Proletariats zum jetzigen Zeitpunkt kein »vernüftiges Argument« sein soll.

Lutz Schulenburg

Edition Nautilus

Hamburg

Der nächste Irrtum

KONKRET 10/94: »Sterben für Godesberg« von Hermann L. Gremliza; KONKRET 11/94: »Fluchten« von Christian Eggers

Wieviel Quatsch zum Thema Kuba und Solidarität müssen wir eigentlich noch in KONKRET lesen? Da träumt Gremliza von einer würdevollen Kapitulation, als gäbe es eine supranationale Institution für gescheiterte Gesellschaftsexperimente (bei der man seine sozialistischen Errungenschaften in Verwahrung geben kann), und Eggers schwadroniert zum zweiten Mal über die angeblich unpolitische Soli-Bewegung.

Damit nicht nur sie es begreifen: Solange in Kuba heftig gestritten wird über weitere Perspektiven, über jede einzelne wirtschaftliche Maßnahme (80.000 Diskussionen in Betrieben und öffentlichen Einrichtungen im Vorfeld der jüngsten Parlamentsbeschlüsse), sieht die Soli-Bewegung ihre Hauptaufgabe darin, Kuba mit materieller Unterstützung und politischer Aufklärung gegen die dummdreiste Medienhetze hierzulande den Rücken freizuhalten, damit die Menschen in Kuba auch in Zukunft noch diskutieren können, was sie tun (nämlich ihren nächsten Irrtum vorbereiten, da hat sich seit Brecht nichts geändert!). By the way: Die 1. BRD-Kuba-Karawane erbrachte Hilfsgüter incl. 31 Fahrzeuge im Wert von 5,25 Mio. DM. Ob diese »karitative« Hilfe Kuba wohl mehr bringt als das Geschwätz von Eggers und Co.?

Natürlich kann man über sich abzeichnende Entwicklungen hin zu Rekapitalisierungen etc. diskutieren (beim Kenntnisstand der hierzulande sich berufen fühlenden Kuba-Berater wohl mehr spekulieren), aber man sollte sich ehrlicherweise darüber im klaren sein, daß man dabei eigene Befindlichkeiten und Bedürfnisse in den Vordergrund stellt. Zum Beispiel möchte man als Linker/Kommunist ungern nochmal zusehen, wie ein sozialistisches Land auf erbärmliche Weise das Handtuch wirft. Ehrenwert, mit Sicherheit, aber: Nichts riecht so sehr nach Ersatzvaterland-Sehnsucht wie die Projektionen metropolitaner Pseudo-Revolutionäre.

Andrea Schön

Netzwerk Cuba Informationsbüro e.V.

Internationale Kommission des DKP-Bezirksvorstandes Hessen und des Parteivorstandes

Darmstadt

Konkret 12/94, S. 9

Hermann L. Gremliza

Globke & Antje

Das äußere Symbol der Aussöhnung mit den Mitläufern der NSDAP war natürlich Globke im Kanzleramt. Ich hab das damals für falsch gehalten. Ich muß rückblickend sagen: Ich halte es heute für eine der großen staatsmännischen Leistungen Adenauers.
Egon Bahr

Wir haben diese Gesellschaft gründlich zivilisiert.
Antje Vollmer

Knapp zwei Jahrzehnte bevor Hans Globke Staatssekretär im Bundeskanzleramt wurde, hatte er den amtlichen Kommentar zu jenen Nürnberger Gesetzen geschrieben, mit denen die Nazis ihre Juristen ermächtigten, den deutschen Juden zum »Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« ihre Rechte, ihr Eigentum, ihre Freiheit zu nehmen. Ehen und nichteheliche Beziehungen zwischen »Ariern« und Juden durften von nun an als »Rassenschande« verfolgt werden.

Knapp zwei Jahrzehnte bevor Antje Vollmer Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags wurde, hatte sie zu den Leitungskadern einer Organisation gehört, die sich Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) nannte und den Genossen Mao Zedong, insbesondere seiner Kulturrevolution halber, verehrte. Dem Staatsschutz galten die Mitglieder der KPD als Verfassungsfeinde, (wohl damals schon zu Unrecht).

Die Gegenüberstellung der Fälle Globke und Vollmer erscheint töricht. Frau Vollmer hat nichts verbrochen, was an Globkes Taten heranreichte, und zwar auch dann nicht, wenn wahr wäre, was Frau Vollmers heutige Verehrer behaupten: daß Maos Kulturrevolutionäre Hunderttausende ermordet haben. Was dennoch vor dem einen Fall den andern in Erinnerung ruft, ist das Porträt, das überall im Land von der neuen Vizepräsidentin gezeichnet wurde:

Frau Vollmer hat seit je der politischen Blockbildung widerstanden. In die Partei der Grünen trat sie erst lange nach ihrer ersten Wahl in den Bundestag 1983 ein. Eine – politisch nicht immer klar zu definierende – Mitte- und Mittlerfunktion rückte sie immer wieder in das Zentrum der Partei. Als sehr deutsch und sehr protestantisch hat sie sich einmal selbst beschrieben. Geboren 1943 in Lübbecke in Westfalen, arbeitete sie nach einem Theologiestudium in den siebziger Jahren als Pastorin in Berlin-Wedding. Später zog es sie mehrfach nach Bethel. In Berlin hatte sie gegen den Vietnam-Krieg demonstriert, später aber auch in der alternativen Landjugend gegen die Agrarpolitik des Bauernpräsidenten von Heeremann. Als parteilose Expertin für Landwirtschaftspolitik kam sie über die Liste der Grünen in den Bundestag...

Wie die »Zeitung für Deutschland« auf ihren immerhin 88 Zeilen hatte auch die Konkurrenz für die Erwähnung anderer als gut deutscher und gut protestantischer Daten aus dem Leben der Theologin so wenig Raum wie einst in den Porträts des Hermann Josef Abs und anderer Helden des Vaterlands, die vom Studienabschluß (1932) direkt in den deutschen Wiederaufbau (1946) geraten waren. (Daß diese Geschichtsschreibung bei Globke nicht gelang, lag an kommunistischer Propaganda, die umständlich zu erklären und zu entschuldigen zwang, was dank der SED nicht mehr zu verschweigen war.) In der rhetorischen Rolle, die in den früheren Fällen die Liebe zur Kunst und Kontakte zu Leuten spielten, die Kontakte zur Bekennenden Kirche hatten, sehen wir in unserem das Pfarramt, die Nähe zur Scholle und mehrere Reisen nach Bethel.

»Wir haben mehrere Schlußgesetze gemacht in der Geschichte der Bundesrepublik in bezug auf die NSDAP. Da müssen wir jetzt wieder ran... Die Vergangenheit darf jetzt nicht die Aussöhnung behindern«, verlangt der West-Egon (Bahr), und der Ost-Egon (Krenz) schreibt an Helmut Kohl: »Sehr geehrter Herr Bundeskanzler, mit diesem Brief appelliere ich an Sie, den 5. Jahrestag des Falls der Mauer für eine Initiative zur langfristigen nationalen Aussöhnung zu nutzen. Soll unser Volk zusammenwachsen, müssen Verständnis und Toleranz unter den Deutschen an die Stelle von Kriminalisierung und Demütigung treten... Ich bitte Sie, Herr Bundeskanzler, setzen Sie politische Signale...« Die »FAZ« setzt sofort eins und feiert zum Jahrestag eine ganze Seite lang die »Erinnerungen und späten Einsichten« des Günter Schabowski, Mitglied des Politbüros immerhin bis zum Schluß, den sie ihren Le-sern liebevoll-landsmannschaftlich vorstellt: »Der Pommer, Jahrgang 1929, ist Diplom-Journalist und heute in einem hessischen Verlag tätig.«

Und weil, was keiner mehr übersieht, schließlich auch der sensibelste Dichter merkt, eilt, kurz bevor Bahr und Krenz erhört sind, der Martin Walser herbei, seufzend: »Durch diese zwei Diktaturen ist es offen-bar eine deutsche intellektuelle Spezialität geworden, anderen vorzuwerfen, sie gestünden die deutsche Schuld oder die eigene Verstrickung nicht deutlich genug, nicht reuig genug.«

Walser nennt drei, die als nicht reuig genug verfemt wurden: Jenninger, Heitmann, Christa Wolf. Und man beginnt zu ahnen, wie die Totalitarismus-»Theorie«, die seit dem Ende des Kalten Kriegs im Fundus der Adenauer-Stiftung verstaubt

war, wieder gebraucht werden könnte. Hatte die zur Begleitung der Roll back-Politik im Umkreis des State Department der USA entwickelte Lehre, rot sei gleich braun, vormals dazu gedient, den Realsozialismus durch Gleichsetzung mit dem Nationalsozialismus mieszumachen, könnte jetzt, da nach Lektüre aller Akten und Anhörung aller Zeugen das Herrschaftssystem im Osten sich als geradezu schockierend harmlos erwiesen hat und vom »Konzentrationslager DDR« nichts übriggeblieben ist als das »Auschwitz in den Seelen« des Jürgen (»Ossietzki«) Fuchs, die Gleichsetzung mit diesem Realsozialismus den Nationalsozialismus entschulden: Sollten die Nazis auch nur entfernte Ähnlichkeit zu den die DDR regierenden Sozialisten gehabt haben, gäbe es keinen Grund, sie und ihre politischen Erben vom Zusammenwachsen unseres Volkes, von nationaler Aussöhnung, von Verständnis und Toleranz unter den Deutschen auszuschließen.

Die Vergangenheit darf jetzt nicht die Aussöhnung behindern, für das nationale Projekt wird jede Fachkraft so dringend gebraucht wie einst für den Wiederaufbau. Was wäre aus Deutschland wohl geworden ohne all die alten Nazis in Aufsichtsräten, Vorständen, Gerichtssälen, Kasernen, Parteien und Regierungen – Adenauers staatmännische Leistung, die mancher für einen Makel dieser Republik gehalten hat? Was würde aus dem Standort Deutschland ohne die Politiker, Künstler, Manager, Soldaten, Geheimdienstler aus dem roten Osten, dem nahen, der Heymat Schabowskis, wie dem fernen, aus dem die Vollmer und der Fischer kommen?

Der künftige Standortkommandant Schäuble (gegen dessen »Dämonisierung«der dankbare Grüne Ludger Volmer sich wendet) hat seine Antwort gegeben – vor fünf Jahren, als er eine Amnestie für ostdeutsche Staatssozialisten vorschlug, und zum fünften Jahrestag, als er eine westdeutsche Ex-Kommunistin ins Präsidium des Bundestags beförderte. Wann gelingen wird, was damals fehlschlug, wie lange die Arbeitsplätze der Fa. Gauck und Anhang der großen nationalen Koalition der Schäuble, Bahr, Vollmer, Bisky standhalten werden, ist eine Frage der Konjunktur, und zwar weniger der publizistischen als der ökonomischen.

Heute schon weiß man, *wer* amnestiert wird, und entgegen einer populären Parole werden nicht die Kleinen gehängt und die Großen laufengelassen. Gehängt wird, wer, gleich ob als Generalsekretär oder Betriebsrat, zum Mitläufer nicht geboren ist und auch nicht verspricht, es lernen zu wollen. Mitlaufen wird dürfen, wer mitlaufen will, ob er oder sie früher im Politbüro der SED oder im Hungerstreikkomitee der RAF saß oder nicht. Als Entree genügt der Satz, die deutsche Gesellschaft sei gründlich zivilisiert, ersatzweise die Bitte: »Herr Staatssekretär im Bundeskanzleramt, setzen Sie Signale!«

Konkret 12/94, S. 10

Herrschaftszeiten

Widerstand 1

Aus einem Schreiben des Freundeskreises Lagergemeinschaft Ravensbrück, der Selbstorganisation ehemaliger Häftlinge des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück, an KONKRET:

Bei der Jahrestagung der Lagergemeinschaft sind zwei schockierende Tatsachen bekannt geworden. Der größte Schock war die Nachricht, daß die Ravensbrücker SS-Aufseherin Margot Kunz, verheiratete Pietzner (Berlin), für eine sechsjährige Haftstrafe 64.000 Mark Haftentschädigung als angebliches SED-Opfer erhalten hat. In diesem Zusammenhang war das große Thema, nämlich der aktuelle Stand der Vorbereitungen zur Gedenkfeier zum 50. Jahrestag der Befreiung, besonders niederschmetternd: Weder das Land Brandenburg geschweige denn die Bundesregierung machen die geringsten Anstalten, den Überlebenden der Konzentrationslager die Teilnahme an den Gedenkfeiern zu ermöglichen. Besonders kraß ist dieser Fall für Ravensbrück, da bisher nicht einmal die Kosten für die Gedenkfeier an sich übernommen werden.

Um den Überlebenden die Anreise zu finanzieren, sammelt der Freundeskreis Spenden auf das Konto Lagergemeinschaft Ravensbrück e.V. 70469 Stuttgart 3059.955.500, BLZ 100.200.00 Berliner Bank, Stichwort »Reisekosten«. Die Spenden sind steuerlich absetzbar.

Widerstand II

Die »Vereinigung der Opfer des Stalinismus« und der »Bund der Stalinistisch Verfolgten« verlangen die Gleichstellung mit den Opfern des Nationalsozialismus. Bei diesen, so klagt ein Karl-Heinz Pahling vom »Bund« bei Springer, reiche schon nach einem Jahr Haft die Vermutung aus, daß Gesundheitsschäden Folgen der Haft seien. Ein Obermedizinalrat aus Königstein habe ermittelt, daß bei 80 Prozent der NS-Opfer psychische Gesundheitsschäden anerkannt worden seien, bei ehemaligen DDR-Häftlingen nur 1 Prozent. Pahling: »Das Erreichen eines ärztlich anerkannten Haftschadens für Stalinismusopfer kommt einem Hauptgewinn im Lotto gleich.«

Entre NouS

Jüngster Beitrag zum Streit auf der deutschen Rechten, ob und ggf. wo ein Trennungsstrich zu ihren Extremisten zu ziehen wäre: Im Anschluß an ein »Spiegel«-Gespräch, in dem der Ernst Nolte sich als der dummdreiste Nazi erwies, der er ist, teilten die »FAZ«-Herausgeber Reißmüller und Nonnenmacher ihrem früheren Lieblingsautor mit, daß die »Zeitung für Deutschland«, in der Nolte die »Historikerdebatte« hatte anfangen dürfen, nach dessen »skandalösen Aussagen« keine Beiträge von ihm mehr drucken werde.

Noch Plan

Inkohärent, halbherzig, zwiespältig sei die Wirtschaftspolitik der kubanischen Regierung, schreibt Bert Hoffmann in seinem Buch *Wirtschaftsreformen in Kuba – Konturen einer Debatte.* Kuba hat seit dem Zusammenbruch des sozialistischen Blocks 80 Prozent seiner Handelspartner und damit die Basis seines Entwicklungsmodells verloren. Seither schwankt die Politik Kubas notwendigerweise zwischen Pragmatismus und Voluntarismus. Hoffmanns Buch liefert reichlich Material. In den Aufsätzen von Carranza Valdés und Monreal/Rúa del Llano werden Aufgaben einer »strategischen Neudefinition des kubanischen Revolutionsmodells« formuliert und Kriterien dafür genannt. Mesa Lago analysiert die ökonomischen Maßnahmen des letzten Jahres und kommt zu dem Schluß, daß Castro den gegenwärtigen Reformprozeß nicht mehr aufhalten oder gar umkehren kann. Auch die Beiträge über Joint-Ventures (Lessmann) und deren soziale Folgen (Gillian Gunn) prognostizieren die Unumkehrbarkeit der restaurativen Tendenz. Die in dem Band verstreuten Lieder und Gedichte kubanischer Autoren bringen zum Ausdruck, daß der momentane Veränderungsprozeß praktisch ohne Beteiligung der Bevölkerung stattfindet. Mein Vorschlag: Das Iberoamerika Institut sollte die Einnahmen aus dem Verkauf dieses Bandes für seine Veröffentlichung in Kuba zur Verfügung stellen.

Bert Hoffmann (Hrsg.): Wirtschaftsreformen in Cuba – Konturen einer Debatte. Vervuert Verlag, Frankfurt/M 1994, 32 Mark

Iciar Oquinena

Schon Markt

Keinem anderen Staat des sozialistischen Lagers wurden Ende der achtziger Jahre größere Chancen beim Anschluß an den Westen eingeräumt als Ungarn. Ende Oktober 1994 hat die »New York Times« eine aktuelle Bilanz gezogen: Der ungarische Export ist zusammengebrochen, die Arbeitslosigkeit beträgt 12, die Inflation 20 Prozent, die Realeinkommen sind in den letzten fünf Jahren um bis auf die Hälfte gesunken. Das Defizit im Staatshaushalt und das Minus der Zahlungsbilanz verlangen nach Ansicht des Welt-Währungs-Fonds rigorose Kürzungen der Sozialausgaben. Welche Chancen dem Land heute eingeräumt werden, zeigt die Entscheidung des aus Ungarn stammenden milliardenschweren Spekulanten George Soros: Sein Angebot, 80 Millionen Dollar in Ungarns größtes Bankhaus zu investieren, zog er letzten Monat zurück.

Noch Markt

Wie weit Deutschland auf dem Weg in den Sozialismus bereits gekommen ist, berichtete fünf Tage nach der Bundestagswahl Springers »Welt«:

Die Deutsche Bank hat Anlegern zum Verkauf deutscher Aktien und zu Gewinnmitnahmen geraten. Das »Institutional Investors Team« der Bank in Düsseldorf begründete seine Empfehlung mit dem Ausgang der Bundestagswahl. Durch die Schwächung der Koalition aus Union und FDP werde die Regierungsarbeit »offensichtlich schwerer, zähflüssiger als vorher und links gefärbt«. Die Bankanalyse kommt zu dem Schluß, die Koalition werde viele »linke« Kompromisse machen, um den von der SPD dominierten Bundesrat gnädig zu stimmen. Befürchtet werden müsse deshalb vor allem, daß die ausländischen Investoren dem deutschen Aktienmarkt aus Angst vor einer unstabilen Regierung fernbleiben.

Und das wird so bleiben, bis die Kommunisten Scharping und Fischer zu Perestrojka und Glasnost bekehrt sind.

Unsere Moslems

Noch einmal Springers »Welt«, die über den Stand unseres Krieges gegen Jugoslawien berichtet:

Die bosnisch-serbische Armee hat sich als Papiertiger entpuppt... Die Armee Bosnien-Herzegowinas hat sich... in eine effiziente, zum Teil von Mudschahedin-Aktivisten aus dem Nahen Osten geschulte Streitmacht gewandelt. Das 1., 5. und 7. Korps der BH-Armee werden von militärischen Fachleuten als professionelle und hochmotivierte Einheiten eingeschätzt, mit insgesamt 60.000 Mann. Außerdem verfügt noch das 3. moslemische Korps (Zenica) und das 2. Korps (Tuzla) über weitere 40.000 Frontkämpfer. Die Gesamtstärke der bosnischen Armee dürfte inzwischen 210.000 Mann betragen. Demgegenüber können die Serben höchstens 60.000 Mann in Bosnien aufbieten.

Bei den 210.000 hat der »Welt«-Korrespondent die Freiwilligen aus den konkurrierenden Redaktionen von »FAZ« und »Taz« noch nicht einmal mitgezählt.

Unser Muezzin

Wie man aus ehemaligen Pazifisten Freiwillige macht, führt ein Adjutant der deutsch-moslemischen Propagandakompanie vor. In der »Tageszeitung« schreibt der Andreas Zumach, dem Serben T. würden »grauenhafte Verbrechen zur Last gelegt«. So seien »in seinem Heimatbezirk Prijedor 43.000 von 50.000 Muslimen ermordet oder vertrieben worden«. 43.000 von 50.000 Muslimen aus Prijedor sind jetzt tot oder am Leben.

Aus dem Vereinsleben

In Altenburg (Thüringen) fand am 12. November »das zweite Treffen der Initiative für eine anarchistische Plattform in und bei der PDS« statt. Wenige Tage zuvor hatten sich 17 Theologen der Evangelischen Kirche im Rheinland zu einem »Konvent schwuler Pfarrer« zusammengeschlossen. Ein Datum für die Gründung der Arbeitsgemeinschaft Dämmerschoppen in der Temperenzlergesellschaft Itzehoe steht noch nicht fest.

Widerstand 3

Die Redaktion »Weibblick« und die »FrauenAnstiftung Hamburg« luden ein zu »Frauen im Visier der Sta-si«:

Es referieren Frauen, die sich schon seit längerer Zeit mit Personen und vorhandenem Archivmaterial auseinandergesetzt haben und bereit sind, über ihren derzeitigen Kenntnisstand zu informieren. Allen Referentinnen ist es ein Bedürfnis, im Rahmen dieser Tagung miteinander ins Gespräch zu kommen.

Programm:

9 Uhr 30: Ankunft mit Café, Begrüßung

10 Uhr: Frauenbild im MfS

11 Uhr 45: Lehrfilm

13 Uhr: Imbiß

13 Uhr 30: Methoden zielgerichteter »Zersetzung« von Frauen am Beispiel der »Frauen für den Frieden«

15 Uhr 15: Widerständerinnen innerhalb des DDR-Systems

16 Uhr 45: Imbiß

Café, Imbiß, Imbiß – wer soll da noch helfen, auf die Linie zu achten, jetzt, wo das MfS die Frauen nicht mehr im Visier hat.

Konkret 12/94, S. 12

Karl Heinz Roth

Wann platzt der Elefant?

Die Kapitalisten, der Kanzler und die soziale Frage nach den Bundestagswahlen

Mit einer für bundesdeutsche Zustände erstaunlichen Direktheit haben die Wortführer des Kapitals in den vergangenen Wochen ihren Beitrag zur Ausdeutung der Bundestagswahlergebnisse vom 16. Oktober geleistet. Friedrich Karl Flick, der größte Geldvermögensbesitzer im Lande, hat sogleich mit den Füßen abgestimmt. Er hat seine Emigration von Düsseldorf nach Österreich angekündigt, wo die Wiener Regierenden rechtzeitig vor dem Beitritt zur Europäischen Union die Gewerbe-, Vermögens- und Erbschaftssteuern abgeschafft haben. Die Düsseldorfer Investorenberater der Deutschen Bank wiederum haben den Anlegern geraten, nun nicht mehr weiter »Helmut« zu kaufen: Mit seinem knappen Wahlsieg schaffe Kohl nur noch ein Auslaufmodell seines Regimes, das möglicherweise schon in den wirtschaftlichen Schwierigkeiten des kommenden Jahres zu Schrott gefahren wird. Und ihre Frankfurter Vorstandschefs haben sogleich Nägel mit Köpfen gemacht und das gesamte Investmentgeschäft des bedeutendsten deutschen Bankenkonglomerats nach London verlagert.

Während sich die scheue Finanzwelt nach neuen Wildwechseln jenseits der Grenzen umsieht, trommeln die Matadore des weniger beweglichen Unternehmenskapitals um so heftiger für ihren Standort Deutschland. BDI-Chef Tyll Necker will den Gewerkschaften die noch verbliebenen Stummelzähne ziehen. Zusätzlich fordert er die Schleifung der letzten Reste der sozialstaatlichen Versichertengemeinschaft. Hans Peter Stihl vom Deutschen Industrie- und Handelstag pocht einmal mehr auf Unternehmenssteuersenkung und beschleunigte Privatisierung von Bahn, Post und sonstigen öffentlichen Dienstleistungen. Arbeitgeberpräsident Klaus Murmann hat in einem Pamphlet über den »Sozialstaat vor dem Umbau« nicht nur die bekannten Reizwörter »Karenztage«, »Einstiegslöhne«, »Selbstbeteiligung«, »Rentenanpassung« usw. wieder aufgetischt, sondern zu einem wohldurchdachten Generalangriff auf den gesellschaftlichen Status quo der letzten 40 Jahre geblasen.

Wenn die Kapitalisten Tacheles reden, lassen sich ihre Experten nicht lumpen. Gutachterkommissionen impfen seit Ende Oktober die Koalitionsrunden mit voluminösen Denkschriften. Die einen proklamieren die Liquidierung des sozialen Wohnungsbaus und der daran gekoppelten Mietpreisbindung, um die Wohnungen bei einem Fehlbestand von zwei Millionen vollends zur Ware zu machen. Andere wollen die gesetzliche Krankenversorgung auf armselige Pflichtleistungskataloge zurückstutzen, alle Leistungen an die Höhe der eingezahlten Tarife anpassen und die gesundheitlichen Risiken endgültig individualisieren. Wieder andere blasen im Verein mit der Bundesbank zur allgemeinen Hatz auf das umlagefinanzierte Sozialversicherungssystem, weil es zur »Entartung« der Sozialpolitik geführt habe. Was während der großen Depression 1930/31 in geheimer Kabinettspolitik ausgehandelt wurde, ist heute Teil massenpropagandistisch gesteuerter Mentalitätskämpfe um eine in Arm und Reich sich spaltende Wolfsgesellschaft.

So praktizieren die Kapitalisten mitsamt ihren Expertokraten seit dem Wahlausgang vor unser aller Augen einen Klassenkampf der härtesten Gangart. Unverblümt lassen die Repräsentanten des Unternehmerprofits ihre Bonner Statthalter wissen, daß sie mit der bis jetzt schon erreichten Sozialdisziplinierung des lohnarbeitsabhängigen Wähler- (und Nichtwähler-)volks noch keineswegs zufrieden sind. Sie klagen einen noch radikaleren Wandel ein. Die Technokraten der Gutachterwelten malen währenddessen in allen notwendigen Details aus, wie der Weg zu deregulierter Lohnsklaverei, zu Massenverarmung, zu Wohnungsmisere und zu generell ungesichert-individualisierten Lebenswelten zu verkürzen sei. Am entscheidenden Hebel aber sitzen die Geldvermögensbesitzer. Sie signalisieren der politischen Klasse: Wenn ihr – etwa mit Verweis auf ungesicherte parlamentarische Mehrheitsverhältnisse – die große Umgestaltung weiter in sozialverträgliche Teilprogramme aufsplittert, dann werden wir uns davonmachen und andere Volkswirtschaften mit unseren Zinserwartungen beglücken. Die politischen Herrschaftsgrenzträger der Bonner Elefantenrunden bemerken in diesen Wochen schmerzhafter als sonst, mit welcher Sorte von Treibern sie es zu tun haben.

Seit den Umbrüchen von 1989/90 haben wir miterlebt, wie die Kapitalisten und ihre Vordenker im Bestreben um die Neubestimmung der gesellschaftlich-politischen Verwertungsbedingungen allmählich ihre Sprache wiederfanden. Wir haben uns daran gewöhnt, daß für sie die Ära des sozialpartnerschaftlichen Kompromisses konzeptionell vorbei ist. Und wir haben mehr oder weniger aufmerksam verfolgt, wie die Politiker diesen programmatischen Kurswechsel im Gegensatz beispielsweise zu England oder Italien trotzdem nur in eine Salamitaktik übersetzt haben. Sie haben die sozialstaatlichen Instrumente zur Abfederung der Risiken eigentumslos-lohnabhängiger Existenzweisen in vielen kleinen Einzelschritten ausgehöhlt. Den Kapitalfunktionären und Geldvermögensbesitzern gingen diese Halbheiten keineswegs weit genug. Sie haben gezetert, daß die Politiker ihre Initiativen auf allzu lange Bänke schöben. Sie wurden auch manchmal recht laut, aber letzten Endes gaben sie dann doch nach. Selbst in der Rezession von 1992/93, immerhin der schwersten in der Geschichte der BRD, akzeptierten sie letztlich die politisch vermittelte Balance zwischen gesellschaftspolitischen Grausamkeiten und sozialintegrativer Befriedung als Sonderweg im Prozeß der internationalen Deregulierung. Damit ist es offensichtlich vorbei. Aus den programmatischen Absichtserklärungen sollen jetzt Handlungsweisen hervorgehen, die auch der bundesrepublikanischen Gesellschaft einen unwiderruflichen Strukturbruch bescheren. Wie kann das Paradox, daß die

Kapitalfunktionäre ausgerechnet in einer sich abzeichnenden politischen Pattsituation so kompromißlos vom Leder ziehen, erklärt werden?

Vordergründig geht es zweifellos um die banale Tatsache, daß die Krise von 1992/93 noch keineswegs überwunden ist. Die Zwischenkonjunktur des vergangenen Jahres wurde ausschließlich durch einen Exportboom gespeist. Die produktiven Investitionen stagnieren. Die Massenkaufkraft ist weiter gefallen. Dem anhaltenden Rückgang der Binnennachfrage stehen anhaltend hohe Transferleistungen in die Ex-DDR gegenüber. Staatsverschuldung und staatliche Zinsenlast erreichen infolgedessen neue Rekordmarken. Massenverarmung und strukturelle Arbeitslosigkeit verharren auf unverändert hohem Niveau. Das Wirtschaftssystem der Bundesrepublik ist strukturell erschüttert wie nie zuvor, während die Lohnquote weiter sinkt und die Unternehmensgewinne und Renditen ununterbrochen ansteigen. In einer Situation, in der ohnehin alle Brücken zur volkswirtschaftlichen Stabilisierung verfallen, haben sich die Wirtschaftseliten angesichts dieses geballten binnenwirtschaftlichen Problempakets zur Flucht nach vorn und nach außen entschieden.

Aus der labilen und nur durch die Exporterfolge aufgehellten Übergangssituation wurde im Verlauf des vergangenen Jahres eine neue wirtschaftspolitische Strategie gezimmert. Die noch weiter forcierte Restrukturierung und Internationalisierung der Unternehmen in Richtung der neuen Niedriglohngebiete erhielten absoluten Vorrang. Damit geht eine Radikalisierung des Wirtschaftskriegs mit den transnationalen Konkurrenten einher, wobei die Eroberung der Märkte des Ostens mit der Sicherung der industriellen und monetären Vorherrschaft über den Kernbereich der Europäischen Union kombiniert wird. Auf ihrer Flucht vor dem binnenwirtschaftlichen Kollaps mausern sich die deutschen Großkapitalisten und Finanzmagnaten zu Vorreitern der europäischen und internationalen Deregulierung, um ihren Exportboom langfristig zu sichern. Die einzige Antwort, die ihnen auf die Strukturkrise des »Standorts Deutschland« einfiel, ist eine verstetigte und durch den D-Mark-Block abgesicherte Kapitalexport- und Außenhandelsoffensive. So wurde aus der Taktik Strategie, und ihr zuliebe wurde die in den vergangenen Jahrzehnten so erfolgreich praktizierte Halbherzigkeit gegenüber den Verheißungen des Neoliberalismus in den Wind geschrieben. Das gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Potential der zwei Deutschländer wird mobilisiert, um das »Modell Deutschland« in einer abrupten Kehrtwende der Internationalisierung der Wirtschaftsstruktur zu opfern und zugleich in einer deregulierten europäischen Herrschaftssphäre abzusichern. Die Vermögenslosen und all diejenigen, die ihre Existenz vom Verkauf ihrer Arbeits- und Lebenskraft fristen müssen, werden so weit wie nur möglich von den Kostenstrukturen der exportwütigen Einzelunternehmen abgekoppelt.

Angesichts einer solchen strategischen Entscheidung, die die jahrzehntelangen Abkehrbewegungen ihrer europäischen und internationalen Konkurrenten vom Sozialstaatskompromiß innerhalb kürzester Zeit nachholt und den institutionalisierten Klassenkonflikt nun abrupt aufbricht, wirkt das Wahlergebnis vom 16. Oktober wenig verheißungsvoll für die bundesdeutschen Wirtschaftseliten. Sie hatten im vergangenen Jahr eine Menge unternommen, um sich des Zugpferds Kohl zu versichern. Kohl solltedie Entwicklung vom vergleichsweise betulichen Standort Deutschland zur Internationalisierung ihrer Verwertungsinteressen politisch abrunden. Er galt als Garant dafür, daß die dafür unabdingbare Öffnung zur polarisierten Klassengesellschaft in einer Weise stattfindet, die die politisch-parlamentarischen Vermittlungsstrukturen der kapitalistischen Diktatur im wesentlichen intakt läßt. Das laute Geschrei, das die Wirtschaftsführer seit dem 16. Oktober anstimmen, zeigt, daß sie ihrem Konzept nicht mehr so recht vertrauen.

Aus dem Zugpferd ist ein Elefant geworden. Flick hat sich von Kohl zu Haider, die Deutsche Bank zu Major geflüchtet, während die unternehmerischen Verbandslobbyisten es nun erst recht wissen wollen. Zweifellos ist der Elefant bereit und willens, den strategischen Kurswechsel der Kapitalherren auf seiner delegierten Machtebene zu vollziehen und den sozialen Nachkriegskompromiß endgültig auf dem Altar neoimperialistischer Internationalisierung zu opfern. Daß er sich dabei genauso überheben könnte wie die wildgewordenen Matadore von Unternehmergewinn und Rendite, ist möglich. Wahrscheinlich wird es jedoch erst dann, wenn die Objekte der Deregulierungspolitik selbst wieder zu Subjekten werden. Wenn sich die Klassengesellschaft abrupt öffnet, dann gibt es auch wieder Handlungsmöglichkeiten von unten.

Karl Heinz Roth schrieb in KONKRET 12/93 über Alfred C.Toepfer

Konkret 12/94, S. 14

Otto Köhler

Deutsches Vorbild

Hitler-Jugend und Ostfronterfahrung – im ZDF schwärmte der Aufsichtsratsvorsitzende der Deutschen Bank, F. W. Christians, von seiner Ausbildung zum Großbankier

Es war schon nach Mitternacht – da gab es im ZDF aus kompetentem Mund den kurzen Lehrgang der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, von Anfang an: »Ich weiß noch: Der Dollar kostete 4,20 Mark und das englische Pfund 11,76 Mark. Heute (kostet) der Dollar 1,60 und das Pfund 1,40. Bitte, mehr brauchen Sie nicht zu wissen.« Der Endsieg – mehr brauchen wir nicht zu wissen. Denn eine Währung reflektiere einfach alles, mehr als nur das Nachrechenbare. Da könne man, so sprach Friedrich Wilhelm Christians, bis Mai 1988 einer der Vorstandssprecher und seit 1990 Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Bank, »sehr deutlich empfinden, welchen Weg Deutschland hinter sich gebracht hat«.

Christians gilt als der Außenpolitiker seiner Bank. Er hat als ihr Vorstandsmitglied, sagt Helmut Schmidt, der es wissen muß, »längst Ostpolitik betrieben, ehe sie zum festen Bestandteil der deutschen Außenpolitik wurde«, gemeint ist die westdeutsche.

Es war eine lange Audienz, die der Großbankier als »Zeuge des Jahrhunderts« dem respektvollen Stichwortgeber Klaus-Peter Siegloch am 19. und 26. Oktober, noch vor dem erneuten Dollarfall auf unter 1,50 DM, gewährte, vom Rubelsturz ganz zu schweigen. Sie wurde in zwei Folgen ausgestrahlt – als Menetekel nach jenem Urnengang, der gemäß einer eigentlich nur für ausgewählte Großanleger bestimmten Information der Deutschen Bank einen »Trend offenbar in Richtung links« und damit viel Unglück für Deutschland und die Deutsche Bank zur Folge haben wird.

Auch Christians selbst kann am Ende seiner dem ZDF gewährten Audienz für die heutige Bundesrepublik nur ein »Purgatorium«, ein Fegefeuer, in Aussicht stellen. Denn das abermals zusammenverwachsene Land muß sich endlich wieder auf jene Führungswerte besinnen, die schon an der Wiege des gebürtigen Paderborners standen. Dort wurde ihm nicht gesungen, daß er einst Großbankier werden würde. Er hatte sich in jungen Jahren eine Laufbahn als Kardinal oder als Reitergeneral erträumt. So fand sich der Siebzehnjährige zu Beginn des Krieges in der Wehrmachtsuniform wieder, und bereits im Mai 1941 stand er als junger Leutnant vor einer Riesenlandkarte, zeigte quer durch die Ukraine auf Baku am Kaspischen Meer und befahl: »Dahin wollen wir!« Es war ja allgemein bekannt, so erläutert er heute: »Baku ist ein Erdölzentrum, war für Deutschland von Wichtigkeit. Wir müssen zu den Rohstoffen vorstoßen.«

Und insofern besteht auch tatsächlich kaum ein Unterschied zwischen den verteidigungspolitischen Richtlinien der Wehrmacht damals und denen der Wehrmacht heute, die spätestens seit dem Rühe-Erlaß vom November 1992 den »ungehinderten Zugang zu Märkten und Rohstoffen in aller Welt« zum Auftrag der Bundeswehr zählen. Auch vor dem 22. Juni 1941 war zunächst einmal Verteidigung deklariert: Man wollte die Sowjets, so erläuterte Christians den damaligen Auftrag, bei der Verteidigung Bakus gegen einen sicherlich bevorstehenden Angriff der Engländer unterstützen. Aber er wußte schon damals, daß er etwas nicht wußte: »Ich wußte nicht, wie wir das gegen die Engländer schützen sollten, das war offen.« Egal, Vorwärtsverteidigung eben. Für den Offizier Christians gab es, sagt er auch heute, »eine gewisse, ganz selbstverständliche Pflichterfüllung«, von der ihn abzubringen auch eine fünfmalige Verwundung nicht imstande war.

»Das Solidaritätserlebnis, das Kameradschaftserlebnis, das Einstehen füreinander, das Miteinander-solche-Dinge-Durchstehen«, das hat ihm – und sowas werde ja kaum mehr gesagt – jene »ungeheure Kraft« gegeben, von der später auch die Deutsche Bank im weltweiten Einsatz zehren durfte. Er formuliert aus ureigenem Erleben: »Das ist die Esse des Lebens für einen Mann, im Krieg gewesen zu sein und das durchzustehen.« Dort im Feuerherd des Krieges, in den man andere hineinschicken durfte, hat Friedrich Wilhelm Christians das Führen erlernt, das man heute so braucht bei der Deutschen Bank: »Sie mußten als junger Offizier mit achtzehn, neunzehn Jahren entscheiden, wer von denen, die Ihnen anvertraut waren – Sie waren ja Vorgesetzter – , den Gang zu machen hatte, von dem man nicht wiederkam.« Dieses Selektionserlebnis prägte den später so erfolgreichen Großbankier: »Im Grunde habe ich mich von da immer gefordert gefühlt.« Und Siegloch, dieses Siegloch, versteht das gut: »Sie waren ja Vorbild, mußten Sie ja sein.« Das Vorbild war, wie sein Freund und damaliger Wehrmachtskumpan August Graf von Kageneck 1989 im Nachwort zu Christians Programmschrift *Wege nach Rußland* rühmte, der »Typ des künftigen Offiziers«, der »in christlich-abendländischer Tradition wurzelte und seinen Untergebenen als ein ritterlicher Vorgesetzter gegenübertrat«.

Christians selbst definiert sein christliches Abendland – von Babi Jar bis Auschwitz – heute so: »Ich habe sehr früh in meinem Leben mich für andere verwenden müssen – als Fähnleinführer bei der Bündischen Jugend, der Hitler-Jugend, da kriegte man auch eine besondere Ausbildung, die kann man gar nicht ignorieren: Es waren immer Erlebnisse, die einen jungen Menschen gefordert haben.« Das hat Kageneck 1989 so formuliert: »Was er an Eigenschaften mitbekommen und unter dem ›grauen Tuch‹ zur Perfektion entwickelt hatte, befähigte ihn zu einer fulminanten Karriere im entmilitarisierten, darniedergebrochenen Deutschland.« Dies seien »Eigenschaften« gewesen, »die einen Hermann Josef Abs überzeugt haben

müssen, sein hoheitsvolles Auge auf ihn zu werfen«. Lebensbilanz des so Beworfenen heute: »Ich bin spätestens vom achtzehnten Lebensjahr an gewohnt gewesen, an andere mitzudenken, an eine Lage darumherum.« Und zwar »auf natürlichem Wege, nicht krampfhaft dazu gebracht«.

Menschen zu führen, »sagen, wo`s langgeht«, das sei, plaudert der Bankier, »letzten Endes, heute gesehen, wenn ich das alles zurückdenkend betrachte, eine Bereicherung« gewesen. Und darum will der Ostkämpfer heute der deutschen Bankenwelt mit Hilfe einer neuen Form der Menschenführung uraltes deutsches Siedlungsgebiet wiedergewinnen. Aus Kaliningrad möchte er eine deutschrussische Freihandelszone machen, ein neues Königsberg – als 1945 Schluß mit dem alten war, kurvte er als Chef einer Panzereinheit der Hitlerwehrmacht durch die dortige Gegend. Die Deutsche Bank, so erkannte die »Financial Times« schon 1990, zieht in eine neue »Schlacht um Königsberg«. Freund Kageneck sieht das weniger martialisch: Wenn es nach Christians ginge, dann sollten in dem von ihm vorgeschlagenen Pilotprojekt »Ostseeregion K« schon bald »russische Arbeitskraft und deutsches Organisationstalent« der »Welt vor Augen führen, welche unbegrenzten Möglichkeiten in dieser Kombination stecken«. Gewiß, solche Herrenmenschideen hatte 1942 schon Fritz Sauckel, der NS-Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz, – heute kann das deutsche Organisationstalent die Kosten für die Lager sparen und sich statt dessen die billige russische Arbeitskraft für ein paar D-Mark in Freiheit halten.

Christians rühmt sich, der erste westliche Gesprächspartner gewesen zu sein, der dem Präsidenten Gorbatschow gegenübersaß. Wenn das wahr ist, erklärt es manches. Es sei ein intensiver Dialog gewesen, länger als vorgesehen. »Dieser Mann war offen, den konnte man ansprechen.« Am Ende wußte Christians, »daß dieser Mann die Sowjetunion verändern kann«. So bescheiden formuliert es Christians 1989. Kageneck fügt hinzu: »Das neue Denken, das er (Christians, O. K.) in den Köpfen der sowjetischen Staatsadministratoren hatte heraufdämmern sehen und das ihn zu kühnen Milliardenabschlüssen ermutigte, die für die Geschichte seinen Namenszug tragen, hier war es endgültig und unumstößlich verkörpert.«

»Mir macht das Freude, mit Menschen umzugehen«, erzählte Christians im ZDF, »das hat ja auch ungemein bereichert.« Er meinte damit seine Kriegszeit in der Sowjetunion. Gorbatschow nährt sich heute von Vortragsreisen, die Sowjetunion ist untergegangen, und das neue Rußland wird von der Mafia regiert.

Siegloch, als ehemaliger Bonner ZDF-Chef im Nichtfragen geübt, frißt alles. Der Großbankier weiß nicht oder fälschte als ZDF-»Zeuge-des-Jahrhunderts« bewußt, was sich in jedem Lexikon unter dem Stichwort »Kommissarbefehl« nachlesen läßt: »Kommissarbefehl ist der am 6. Juni 1941 vom Oberkommando der Wehrmacht auf Weisung Hitlers erlassene Befehl ..., alle gefangenen politischen Kommissare (völkerrechtswidrig) zu erschießen.« So steht es in der neuesten Brockhaus-Enzyklopädie. Christians macht aus dem Mordbefehl der Nazi-Wehrmacht eine sowjetische Einrichtung: »Da gab es den Kommissarbefehl, da gab es nicht den Offizer an der Front, da gab es den Kommissar dahinter, der aufpaßte, daß die russischen Soldaten nach vorne gehen, und sie notfalls umlegte, wenn sie nicht Urräh schrieen und auf die Deutschen losgingen.«

Woraufhin Siegloch sich gerne den »russischen Greueltaten an der deutschen Bevölkerung« zuwendet, die Christians umstandslos bestätigt (»ganz entsetzlich«), um dann seinerseits zu versichern: »Ich habe nicht erlebt, daß wir uns an Russen vergangen haben«, bei der Wehrmacht habe es eine »klare Zucht« gegeben, nie habe sich die kämpfende Truppe an Verbrechen beteiligt. Wirklich nicht, weiß Christians: »Also Schandtaten deutscher Soldaten an russischen Menschen, Frauen und Kindern erst recht, habe ich nicht erlebt, im Gegenteil: Ich habe erlebt, wie ein Unteroffizier eine Disziplinarstrafe bekommen hat, weil er einer Bäuerin eine Kuh weggenommen hat.« Die Russen aber seien von Ilja Ehrenburg aufgehetzt worden: »Nehmt euch die deutschen Frauen – und ich weiß nicht was, das waren schreckliche Aufrufe. Jetzt wußten wir, jetzt gibt es überhaupt kein Entrinnen.«

1987 hatte Friedrich Wilhelm Christians als Vorstandssprecher der Deutschen Bank nach dem für sie so lukrativen Erdgasröhrengeschäft mit der Sowjetunion in Hamburg die deutsch-sowjetische Gemeinschaftsausstellung »Schrecken und Hoffnung – Künstler sehen Frieden und Krieg« eröffnet. Er hatte davon gesprochen, daß jetzt neben der Erdgas-Pipeline auch eine Kultur-Pipeline entstanden sei. Ob sie diesem Zeugen des Jahrhunderts standhält?

Otto Köhler schrieb in KONKRET 11/94 über die Neoharzburger Front der »89er«

Konkret 12/94, S. 16

Georg Fülberth

Allemal liberal

Die »Berliner Positionen« des Ex-Generalbundesanwalts von Stahl unternehmen den Versuch, mit Hilfe der FDP jene Lücke zu schließen, die Schönhuber hinterläßt

Der Alarm, die Existenz der FDP stehe auf dem Spiel, war immer wieder einmal eine Hilfe zum Überleben. 1994 plakatierte sie: »Jetzt geht's um alles!« Es handelte sich aber nur um die FDP, also um wenig. Doch reichte die Parole aus, um Kinkel ein paar Stimmen zu sichern, die Kohl im Amt halten sollten. Versteht man die CDU-Herrschaft als das Ein und Alles, welches gerettet werden muß, dann ging es allerdings tatsächlich um mehr als die FDP. Sie gilt als »Funktionspartei«: Mehrheitsbeschafferin für andere.

Diese Planstelle gehört zu einem Dreiparteiensystem, in dem der Abstand zwischen den beiden Großen kleiner ist als der Stimmenanteil der FDP. Wo die Liberalen aus einem Parlament herausfallen, geht das nicht mehr. Bleiben sie drin, können sie dennoch ihre alte Stellung verlieren, falls im Bund und in den Ländern das alte Dreiparteiensystem durch eine interessante Vielgliedrigkeit ersetzt worden ist: mit Grünen und PDS, da und dort auch noch mit DVU und »Republikanern«.

Die Antwort, was sie jetzt noch soll, fällt der FDP schwer, weil sie nicht nur im parlamentarischen, sondern vielfach auch im privaten Bereich vor allem als Funktionspartei gewirkt hat: Stellenvermittlerin für Leitende Angestellte. Gewöhnlich wirft man der SPD Parteibuch-Wirtschaft vor. Doch handelt es sich da um minderschwere Fälle: wenn jemand Hausmeister oder Schulrat werden will. Derlei Patronage war bis vor einer Generation sogar dem sozialen Haushalt des deutschen Volkes förderlich, weil sie den Aufstieg der Kinder kleiner Leute beschleunigte. Wer aber schon ziemlich weit oben ist und noch ein bißchen weiter will, wendet sich dieserhalb besser an die Freie Demokratische Partei. Da muß zwar auch mancher Parvenu ertragen werden, doch die Mitgliederzahl ist kleiner und deshalb die Konkurrenz geringer.

Alexander von Stahl ist irgendwann der FDP beigetreten, weil er Generalbundesanwalt oder so etwas werden wollte. Er erreichte sein Ziel, wobei außer seiner Parteimitgliedschaft weitere Argumente nicht genannt werden mußten. Die Karrierelogik brachte ihn aber auch wieder zu Fall. Nach der Affäre von Bad Kleinen wollte die freidemokratische Justizministerin ebenso gerne im Amt bleiben wie er, und er mußte gehen. Schon seit seiner Studentenzeit bekennt er sich zu nationalistischen und strammstaatlichen Ansichten. Sie haben seine Laufbahn nicht behindert und seinen Sturz nicht verursacht. Dennoch versteht er sich jetzt als Opposition. Zusammen mit vier anderen hat er »Berliner Positionen einer liberalen Erneuerung« zur innerparteilichen Diskussion vorgelegt. Dort wird gefordert: der Große Lauschangriff, »der wirksame Einsatz Verdeckter Ermittler«, Kampf gegen Feminismus, »Ökohysterie« und Multikulturelle Gesellschaft, Abschaffung des Sozialstaats, Rettung Deutschlands (DM) vor Europa (=Ecu).

Mitunterzeichner ist der Ullstein-Lektor und »Welt«-Redakteur Rainer Zitelmann. Seit einigen Monaten gehört er der FDP an. Das sieht so aus, als wolle er diese Partei unterwandern. Doch dürften nicht nur Gesinnungsmotive im Spiel sein. Zitelmann fühlt sich verfolgt – natürlich von den Linken, zu denen er seit Frühjahr 1994 vielleicht sogar das Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland« zählt. Dieses hatte ihm an der Ehre herumgeschnitten, weniger deshalb, weil er stark nach rechts ausgegriffen hatte, sondern aus Konkurrenzgründen: Distanz zur »Welt« muß sein. So kam auf Anraten des Herrn von Stahl der Schutzsuchende, der eine deckende Mitgliedschaft braucht, in dieselbe Partei, welcher auch Ignatz Bubis angehört, auf dessen Gefährtenschaft er sich bei Gelegenheit berufen wird.

Dies muß ihn nicht hindern, in der FDP rechtsradikal zu wirken. Er kann an ältere Traditionen anknüpfen. 1953 verhaftete die britische Besatzungsmacht den ehemaligen Staatssekretär im Reichspropagandaministerium Werner Naumann, der im Landesverband der nordrhein-westfälischen FDP eine Zelle aufgezogen und einen früheren SS-Standartenführer als persönlichen Referenten des dortigen Vorsitzenden Middelhauve plaziert hatte. Trotz der Affäre behauptete sich ein »nationalliberaler« Flügel, der erst während der Großen Koalition ab 1966 in den Hintergrund geriet und seit 1969 teilweise aus der Partei gedrängt wurde. Von da an galt sie einige Zeit als »linksliberal«, was aber nur hieß, daß sie jetzt, weil die SPD stärker wurde, auf andere Weise eine Funktionsgruppe sein wollte. Sie stellte den Innenminister des Deutschen Herbstes, die Phrasen-Gießkanne Werner Maihofer.

Die »Berliner Positionen« sind zwar scharf rechts, aber nicht faschistisch. Sie sind liberal, denn sie fordern rücksichtslose Entfesselung der Marktkräfte, freie Bahn dem Tüchtigen und einen Staat, der die Mittel zur Verteidigung solcher Zwecke bereithält. Falls das »Europa der Vaterländer«, welches von ihnen verlangt wird, mit linksliberaler Gesinnung nicht vereinbar sein sollte, dann eben mit rechtsliberaler. Das große L ist nun mal ein enormer Buchstabe. Der »FAZ«-Nußknacker Friedrich Karl Fromme, redaktionsintern für die FDP zuständig, hat den Berliner Thesenmachern seinen Beifall nicht versagt. Ihr Werk erinnert nicht an Hitlers *Mein Kampf*, sondern an die Positionen der Tory-Rebellen um Ridley und Margaret Thatcher, die 1975 den erfolglosen Edward Heath als Parteiführer stürzten und ab 1979

Gewerkschaften und Labour-Leute zu Paaren trieben. Zu ihren Wegbereitern gehörte der Rassist Enoch Powell. Jörg Haider? Er ist im hier beschriebenen Sinn ebenfalls liberal.

Wenngleich die Bonner FDP-Spitze sich gegen die Ansichten aus Berlin verwahrte, könnten diese doch Wirkung zeitigen. Gewinnen sie weitere Anhänger, wird ein Partnerwechsel der FDP in den nächsten vier Jahren – »Ampel-Koalition« – schwerer. Setzen sie sich irgendwann sogar durch, könnte eine Lücke geschlossen werden, welche Schönhuber hinterläßt. Der Mann hatte ein geheimes Weh: Er durfte nie ganz so rechts sein wie seine Stammwählerschaft. Da diese weniger als fünf Prozent betrug, mußte er liberalisieren. Als er, bereits arg geschwächt, die Hüllen fallen ließ und sich mit der DVU einließ, war er fertig. Vielleicht ist es wirklich erfolgversprechender, liberal zu beginnen und danach zuzusehen, was man dazugewinnen kann.

In den »Berliner Positionen« steht ökonomisch dasselbe wie in dem Lambsdorff-Papier, mit dem der damalige FDP-Wirtschaftsminister 1982 den Koalitionswechsel vorbereitete. Der Rest ist »geistig-moralische Wende«, von Kohl ebenfalls schon vor über zwölf Jahren verkündet. Wenn daraus weniger wurde, als einige gehofft, andere gefürchtet haben, dann auch deshalb, weil die CDU ihr bisheriges Profil doch lieber nicht so sehr ändern wollte. Ein wichtiger Hinderungsgrund war Kohl. Er ist ebenfalls ein Mehrheitsbeschaffer, nämlich für sich selbst. An der Union wird sich entscheiden, ob Thatcher und Haider auch in Deutschland eine Chance haben, und zwar nach Kohl. In Großbritannien gelang der anti-keynesianische Umbruch, weil nicht bei der mickrigen Liberalen Partei angesetzt wurde, sondern bei der großen Konservativen. Ginge ein solcher Prozeß von der FDP aus, hätte sie ein weiteres Mal eine Funktion gehabt. Es ist aber nicht sehr wahrscheinlich. Kommt Zeit, kommt Rat, und die CDU macht das dann selbst oder zusammen mit Grünen und SPD.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 11/94 über den Umgang der Historiker mit den Ostblock-Archiven

Konkret 12/94, S. 18

Jürgen Elsässer

Gysis Revoluzzertruppe

Der Wahlerfolg der PDS ist ein Generalangriff auf den real existierenden Kapitalismus. Ein kleiner Rundgang durch die Gefechtsstände der PDS-Bundestagsfraktion

Nach den neuerlichen Wahlerfolgen der PDS hat ein Teil des Establishments vor der roten Gefahr kapituliert. Egon Bahr plädierte im »Spiegel« für eine PDS-gestützte SPD-Regierung in Mecklenburg-Vorpommern, »notfalls« auch für PDS-Minister auf Länderebene und PDS-Staatssekretäre auf Bundesebene (»Modell Globke«). In der »FR« favorisierte der Pressesprecher der IG Metall, Jörg Barczynski, ausdrücklich Koalitionen zwischen SPD und PDS. Selbst die »FAZ« behandelt die Frage nach der Ausschaltung der PDS nicht mehr prinzipienfest, sondern unter taktischem Kalkül: »Würde die PDS durch eine Regierungsbeteiligung salonfähig? Fähig oder nicht, im Salon ist sie längst«, heißt es im Leitartikel vom 22. Oktober nonchalant.

Auf die systembedrohende Radikalität der PDS-Fraktion hat in aller Schärfe deren neues Mitglied Winfried Wolf hingewiesen. »Politische Arbeit im Parlament kann Arbeit sein, die eine Politik zur allseitigen Emanzipation des Menschen stärkt«, erklärte er in seinem Mitteilungsblatt »Sozialistische Zeitung«. In Anlehnung an Lenins Definition des Parlamentes als »Tribüne des Klassenkampfes« führte er weiter aus: »Das Parlament ist ein besserer Resonanzboden für eine gute linke, radikale – gesellschaftsverändernde – Politik.« Dieser Strategie glaubt Wolf mit »Gysis bunter Truppe« folgen zu können: »Mein Eindruck von der PDS-Fraktion war ein ausgezeichneter.«

Wie berechtigt Wolfs Erwartungen sind, macht ein Blick auf seine parlamentarischen Weggefährten deutlich. Hier ist zunächst Dagmar Enkelmann zu nennen, die im Verkehrsausschuß des Bundestages die Rolle von Wolfs »Führungsoffizier« spielen soll. Frau Enkelmann hat sich bereits in der letzten Legislaturperiode zur »Miß Bundestag« kühren lassen und anschließend mit »frisch abrasierten Beinen« (»junge Welt«) auch sozialdemokratischen Abgeordneten den Kopf verdreht. Im neuen Abgeordnetenhaus will sie diese Arbeit fortsetzen und erneut für das einflußreiche Amt kandidieren.

Manfred Müller, in Berlin direkt gewählter Vorzeige-Wessi der PDS, hat seiner Klientel in Pankow bereits vor dem 16.10. mit einem revolutionären Agrarprogramm den Mund wäßrig gemacht: »Ich werde mich im Bundestag dafür einsetzen, daß für die bestehenden Kleingartenanlagen ein dauerhafter Bestandsschutz gewährleistet wird; daß alle Kleingartenanlagen, auch die unter drei Hektar, im Flächennutzungsplan ausgewiesen werden; daß Kleingartenanlagen sinnvoll in Natur- und Landschaftsschutzgebiete integriert werden; daß die Pachtpreisbindung im Bundeskleingartengesetz erhalten und der Kleingarten bezahlbar bleibt.« Will der »Linksaußen im Gewerkschaftsspektrum« (»FR« über Müller) mit solchen Maximalforderungen das parlamentarische System blamieren und über diese Doppelstrategie – klassisch linksradikal – an die Revolution heranführen?

Eine Gefahr für die freiheitlich-demokratische Grundordnung ist zweifelsohne auch Christa Luft, ebenfalls eines der direkt gewählten Paradepferde der Roten Socken. Als Wirtschaftsministerin der Modrow-Regierung hatte sie bereits dafür gesorgt, daß die bundesdeutschen Konzerne sich in tödliche Abhängigkeiten von der an sie übereigneten DDR-Ökonomie verstrickten – wovon sie sich bekanntlich bis heute nicht erholt haben. Mittlerweile hat Frau Luft – durch Überlassung sog. Stasi-Gelder? – trotzdem erreicht, vom »Manager-Magazin« mit dem Titel »Managerin des Jahres 1994« ausgezeichnet zu werden. Aber bei Realisierung ihres Kampfprogrammes »Demokratischer Sozialismus und Mittelstand« würde de facto das Totenglöckchen für den Kapitalismus läuten: »Die PDS tritt langfristig für die Entwicklung einer Wirtschaft ein, in der privates Eigentum, Markt, Konkurrenz und Gewinn unverzichtbare Mittel des Wirtschaftens, aber nicht mehr sein Sinn sind.« Demnach sollen deutsche Unternehmer künftig nur noch für den schnöden Profit arbeiten, ohne darin einen Sinn erkennen zu können – subversiver geht's nicht. Die von Frau Luft geleitete AG Wirtschaftspolitik beim Parteivorstand der PDS hat mittlerweile eine ganze Reihe von PDS-Mittelstandsvereinigungen auf Landesebene initiiert, mit denen die »Zersetzung« (Lenin) des freien Unternehmertums vorangetrieben werden soll. Sie fordern eine »Verbesserung der Kapitalausstattung« durch Bürgschaftsprogramme des Bundes für Kleinunternehmer und die »Erschließung neuer Absatzmärkte im In- und Ausland« für ostdeutsche Unternehmen durch den Staat – so soll der Revolutionsexport erleichtert werden.

Auch die Aktivitäten des MdB Heinrich »Graf« von Einsiedel sollte man im Auge behalten. In einer von ihm mitverfaßten »antimilitaristischen« Frankfurter Erklärung verdichtet er das etwas unkonkrete PDS-Wahlprogramm zu einer regelrechten Kampfansage an die Bundeswehr. Ähnlich wie einige SPD- und FDP-Radikalinskis wird dort der Abbau der Bundeswehr auf »zunächst« 200.000 Mann gefordert. Der Hinweis, diese Wehrkraftzersetzung solle »schrittweise und sozial verträglich« geschehen, dient wohl weniger der phraseologischen Tarnung des Vorhabens als vielmehr der »sozial verträglichen« Gewinnung von Zeitsoldaten. Von Experten des Hamburger Verfassungsschutzes wird darauf hingewiesen, daß es sich hier um eine Wiederbelebung der Soldatenräte des Spartacusbundes 1918 ff. handeln könnte.

Zu den zahlreichen Tarnmanövern der PDS gehört das Verstecken kommunistischer Ziele hinter deutschnationaler Propaganda. Neben Heinrich von Einsiedel (»Ich bin ein Deutschnationaler«) muß man dieses Taktieren im neuen Bundestag auch von Professor Ludwig Elm erwarten. Dem Parteiorgan »Neues Deutschland« erklärte er scheinheilig: »Die Zugehörigkeit zu Nationen gehört zum objektiven Befund der Gesellschaft. Man kann aus seiner Nation nicht aussteigen. Nationaler Nihilismus ist im Grunde umgekehrter Nationalismus. Gegen die Gefahr von rechts richtet er nichts aus, die Adressaten linker Politik verunsichert er auf einem elementaren Feld ihres Selbstverständnisses.« Man darf annehmen, daß das genau umgekehrt gemeint ist – das typische »Neu-Sprech« eben, wie es schon George Orwell als Schlüsselelement stalinistischer Propaganda erkannt hat.

Im Zentrum einer weiteren Camouflage steht der bisherige und künftige PDS-Fraktionsvorsitzende Gregor Gysi. Als Anwalt hat er freiheitliche Kritiker des SED-Regimes wie Bohley und Bahro vor dem Zugriff der Stasi geschützt und gilt deswegen vielen als vertrauenswürdig. Diesem Vertrauensbonus versucht er auch heute noch gerecht zu werden. So äußerte er Ende Oktober auf dem Berliner Landesparteitag der PDS, in der Partei hätten all diejenigen nichts zu suchen, die »in Richtung Stalinismus und autoritäre Strukturen« gehen. Gleichzeitig kündigte sein Parteivorsitzender Lothar Bisky einen scharfen innerparteilichen Kampf gegen die Kommunistische Plattform an. Das soll nach rechtsstaatlicher Säuberung der PDS klingen. Doch Vorsicht: War es nicht Gysi, der an Stelle der unbeweglichen Altkommunisten aus der SED die agilen Neon-Kommunisten aus dem KB in hohe und höchste PDS-Positionen gehievt hat? Von dieser wilden Truppe saßen im alten Bundestag schon Ulla Jelpke und Andrea Lederer, beide werden dort in der neuen Legislaturperiode wieder vertreten sein.

Während an dieser Stelle auf die übrigen der insgesamt dreißig PDS-Abgeordneten nur kurz eingegangen werden kann – erwähnenswert: die Hammer- und Sichelwerferin Ruth Fuchs, der Bischofferöder Hungerterrorist Gerhard Jüttemann, der Kolchosenbeauftragte Günther Maleuda, der imaginäre Oberbürgermeister Rolf Kutzmutz – sollen wenigstens noch Machtstrukturen und Arbeitsweise der neuen PDS-Gruppe verdeutlicht werden – anhand ihrer ersten, quasi vor-parlamentarischen Initiative, dem Fall Kerstin Kaiser-Nicht. Zunächst nötigt das konsequente Vorgehen auch dem Kritiker Respekt ab. Die Härte, mit der die Fraktion die Abgeordnete Kaiser innerhalb von 24 Stunden zum Verzicht auf ihr Mandat zwang, sucht in der jüngeren Geschichte des Bundestages ihresgleichen. Jeder Steuerbetrüger in der FDP, jeder Busengrabscher bei den Grünen, jeder Putzfrauen-Dompteur in der CDU hatte mehr Gelegenheit, seine Version der Ereignisse der Öffentlichkeit und den Parteigremien vorzutragen und so die Glaubwürdigkeit des Parlamentarismus zu untergraben. Die PDS-Fraktion bevorzugte den kurzen Prozeß. Um die MfS-Aktivitäten von Frau Kaiser (»IM Katrin«) ging es dabei zuletzt: Die Geschichte war bekannt, seit PDS-Vorständlerin Karin Dörre sie im September dem »Spiegel« verkauft hatte. Damals reagierte der Parteivorstand völlig anders: kein Wort gegen Kerstin Kaiser, dagegen scharfe Kritik an Karin Dörre. Lothar Bisky beschuldigte sie sogar, sie wolle sich nur profilieren, um den Absprung in ein anderes politisches Lager vorzubereiten.

Woher der Sinneswandel? Im wesentlichen dient die »Operation Kaiser-Nicht« als Flankenschutz für die parlamentarische Machtübernahme von Stefan Heym. Dieser hatte sich schon im Jahre 1985 für die Wiedervereinigung ausgesprochen und damit über seine antideutschen Absichten hinweggetäuscht. Diesmal brachte er Kerstin Kaiser in den Geruch stalinistischer Spitzeltätigkeit, forderte ihren Rücktritt – und erscheint so in genau dem Augenblick der Öffentlichkeit als verbriefter Demokrat, da er sich zum Alterspräsidenten des Bundestages aufschwingen und dieses Amt grund- und ordnungstürzend »im Sinne aller Deutschen« ausüben will. Daß er dabei am vehementesten von den oben bereits erwähnten Radikalkommunisten Winfried Wolf, Ulla Jelpke und Andrea Lederer unterstützt wurde, versteht sich beinahe schon von selbst.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 10/94 über die außenpolitischen Optionen der Regierung Kohl

Konkret 12/94, S. 20

ARCHIV FÜR SOZIALPOLITIK

Jeder ist uns der nächste 33

Dienstag, 13.9. –

In Anklam/Mecklenburg-Vorpommern greifen etwa 20 Jugendliche ein Asylbewerberheim an. – In der Grenzstadt Löbau/Sachsen greifen 20 deutsche Jugendliche ein Asylbewerberheim mit Steinen an. Es kommt zu einer stundenlangen Schlägerei, die erst von Polizei und Grenzschützern beendet werden kann. –

Die Staatsanwaltschaft Magdeburg erhebt Anklage gegen einen Polizisten. Er soll im Rahmen des Vatertagspogroms in Magdeburg am 12. Mai einen Iraker bei der Festnahme und später auf dem Revier getreten und geschlagen haben. Die Staatsanwaltschaft hatte 13 Ermittlungsverfahren gegen mindestens 15 Polizeibeamte eingeleitet, von denen einige bereits eingestellt sind. –

Einen Tag nach dem Rücktritt des Hamburger Innensenators Werner Hackmann (SPD) suspendiert der Innen-Staatsrat Dirk Reimers 27 Polizisten wegen ausländerfeindlicher Übergriffe vom Dienst. –

Wie die »Tageszeitung« mitteilt, plant die Stadtverwaltung in Meckenheim als Reaktion auf Lärmbeschwerden von Anwohnern die Einzäunung eines Asylbewerberheims.

Mittwoch, 14.9. –

In Dortmund wird dem Brasilianer Julio Cesar, Fußballer bei der Borussia, der Zutritt zur Diskothek »Village« verweigert. Die Diskothek ist in der Vergangenheit bereits mehrfach wegen rassistischer Diskriminierungen aufgefallen. –

Brandanschlag auf ein von zwei türkischen Familien bewohntes Haus in Windesheim an der Nahe. Die Bewohner können das Feuer löschen, bevor größerer Schaden entsteht. –

Brandanschlag auf ein von Ausländern bewohntes Mehrfamilienhaus in Osnabrück. Ein Unbekannter wirft einen Sprengsatz durch die Fensterscheibe eines Raumes, der von einem türkischen Kulturverein genutzt wird. Der Brandsatz zündet nicht. –

Nach Angaben des Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Werthebach, ist die Zahl rechtsextremistischer Gewalttaten deutlich zurückgegangen. Seit Beginn dieses Jahres wurden 961 derartige Gewalttaten registriert, im Vergleich zum selben Zeitraum des Vorjahres ein Rückgang um 27 Prozent. –

Das Amtsgericht Berlin-Tiergarten verurteilt drei Berliner Polizisten wegen Körperverletzung im Amt zu Geldstrafen zwischen 10.500 und 12.600 Mark. Die drei Beamten hatten den iranischen Studenten Habib J., 34, am 24. Dezember 1992 mißhandelt, nachdem er zuvor von einem Busfahrer zusammengeschlagen worden war.

Freitag, 16.9. –

In einer S-Bahn zwischen Berlin-Pankow und Oranienburg überfallen sechs Skinheads einen Asylbewerber aus Ghana. Sie verletzen ihn mit Messerstichen und stoßen ihn aus der fahrenden S-Bahn. 15 Zeugen, die im selben S-Bahn-Wagen sitzen, greifen nicht ein und informieren nicht die Polizei. Martin Agyare, 25, wird am nächsten Morgen etwa 70 Meter vor dem S-Bahnhof Hohen Neuendorf bewußtlos neben den Gleisen gefunden. Erhat einen Schädelbasisbruch, und sein linker Unterschenkel muß amputiert werden. –

Die Staatsanwaltschaft Frankfurt/Oder hat seit Mai 1992 insgesamt etwa 120 Anzeigen gegen Beamte wegen Gewalttätigkeiten gegen Ausländer registriert. Mehr als 90 Prozent dieser Fälle seien aus Mangel an Beweisen eingestellt worden. Nur in wenigen Fällen sei es zu Verurteilungen gekommen. Laut dem zuständigen Staatsanwalt liege dies unter anderem daran, daß Ausländer schnell nach Polen zurückgeschickt würden und damit nicht mehr als Zeugen zur Verfügung stünden. –

In Frankfurt/Main wird im Stadtteil Ginnheim am Vorabend der feierlichen Enthüllung im Rahmen des Stadtteilfestes eine dort aufgestellte Skulptur gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit zerstört.

Sonntag, 18.9. –

In einer Kneipe in Altenstadt/Hessen zetteln drei Deutsche im Alter zwischen 19 und 23 Jahren Streit mit vier palästinensischen Asylbewerbern an. Es kommt zu einer Schlägerei, in deren Verlauf die vier Palästinenser und ein vierter Deutscher verletzt werden. –

Brand in einem Asylbewerberheim in Hamm/Westfalen. Fünf Personen erleiden leichte Rauchvergiftungen, drei von ihnen müssen im Krankenhaus behandelt werden. Nach Angaben der Polizei kann Brandstiftung nicht ausgeschlossen werden.

Montag, 19.9. –

In Berlin greifen etwa zehn Skinheads mehrere vietnamesische Zigarettenhändler mit Eisenstangen und Pflastersteinen an. Die Opfer flüchten vor Eintreffen der Polizei. –

In Halle überfallen mehrere Jugendliche aus der Bettlerszene einen Marokkaner und mißhandeln ihn. Die Täter beschimpfen den 21jährigen als »Kanaken« und »Ausländerschwein«, schlagen ihn mit einem Rohr und treten ihn. Als eine 28jährige Frau dem Marokkaner zu Hilfe kommt, flüchten die Täter. Polizei und Staatsanwaltschaft ordnen die Täter der »linksautonomen Szene« zu. –

Nach einer Studie der Verwaltungsfachhochschule in Koblenz gibt es starke Mängel bei der Bekämpfung fremdenfeindlicher und rechtsextremistischer Straftaten durch die Polizei. 66 Prozent der befragten 500 Polizisten war unklar, nach welchen Kriterien eine Straftat als fremdenfeindlich eingestuft wird. 77 Prozent beklagen eine mangelhafte Information über das Thema »fremdenfeindliche Straftaten« in der Aus- und Fortbildung. Die Maßnahmen zur Bekämpfung fremdenfeindlicher Straftaten halten 46 Prozent für nicht ausreichend. Gleichzeitig bezeichnen 66 Prozent Asylbewerber als eine »soziale Bedrohung«.

Dienstag, 20.9. –

Brandanschlag auf ein von 22 türkischen Familien bewohntes Mietshaus in Erbendorf in der Oberpfalz. Es wird niemand verletzt. Die Polizei nimmt drei 20 bis 22 Jahre alte Männer unter dringendem Tatverdacht fest. –

Das Landgericht Halle verurteilt drei junge Männer wegen des brutalen Überfalls auf einen Ghanaer zu mehrjährigen Haftstrafen. Die drei Angeklagten hatten im März diesen Jahres den 31jährigen in einer Straßenbahn beschimpft, geschlagen und aus der fahrenden Bahn gestoßen.

Mittwoch, 21.9. –

Brandanschlag auf ein vorwiegend von Ausländern bewohntes Arbeiterwohnheim des Elektrokonzerns Siemens in München. Unbekannte Täter zünden Fußmatten vor den Türen der rund 50 Appartements an. Es wird niemand verletzt. –

In Berlin bedrohen fünf Skinheads zwei 17 und 19 Jahre alte Türken, beschimpfen sie mit »Ausländer raus« und schlagen sie mit Baseballschlägern zusammen. Der 19jährige wird dabei schwer, der Jüngere leicht verletzt. Die Polizei teilt einige Tage nach dem Überfall mit, daß vier von fünf Tatverdächtigen in Untersuchungshaft genommen wurden. –

Wie die Bundesregierung in ihrer Antwort auf eine Kleine Anfrage der PDS/LL mitteilt, registrierte das Bundeskriminalamt im Juni 1994 insgesamt 207 fremdenfeindlich motivierte Straftaten. Dabei handelt es sich um acht Brandanschläge, 34 Angriffe gegen Personen und 165 »sonstige Straftaten« wie etwa Beleidigungen. Im Zusammenhang mit den Delikten wurden 101 Tatverdächtige ermittelt, von denen 39 vorläufig festgenommen wurden. Gegen neun Tatverdächtige erging Haftbefehl.

Donnerstag, 22.9. –

Die Berliner Staatsanwaltschaft ermittelt mittlerweile gegen 46 Polizeibeamte wegen des Verdachts von Mißhandlungen im Amt, Hehlerei und Urkundenunterdrückung. Etwa 30 der betroffenen Beamten sollen Vietnamesen zum Teil mißhandelt und unverzollte Zigaretten privat eingesteckt haben. –

Das Amtsgericht Frankfurt/Oder verurteilt den Zollobersekretär Klaus-Dieter R. und die Zollhauptsekretärin Theresia P. zu Geldstrafen von 1.800 bzw. 1.400 Mark, weil sie im Juni 1993 einen aus Polen einreisenden Ägypter mit deutschem Paß beleidigten.

Freitag, 23.9. –

Wie die Wochenzeitung »Die Zeit« berichtet, observieren im Münchner Waldhofviertel in Sendling Mitglieder der »Bürgerinitiative Sendling Südpark Slevogtstraße« (Bisss) ein Wohnheim für Kriegsflüchtlinge aus Bosnien, in dem 300 Menschen, darunter 90 Kinder, untergebracht sind, notieren minutiös jedes lautere Geräusch. Als Ergebnis der Observation, die beinahe rund um die Uhr stattfindet, werden dem Verwaltungsgericht »Monatsberichte« als Beweismittel im laufenden Verfahren wegen Lärmbelästigung vorgelegt.

Sonntag, 25.9. –

Brandanschlag auf das Haus einer neunköpfigen Familie aus dem ehemaligen Jugoslawien in Kirchlinteln/Kreis Verden in Niedersachsen. –

In Berlin mißhandeln drei Polizeibeamte einen 30jährigen Mann aus Ghana in einer Gefangenensammelstelle, in die er zur Blutentnahme gebracht worden war. Ein Polizeischüler, der den Übergriff beobachtet, erstattet Anzeige. Die drei Beamten werden vom Dienst suspendiert. –

In Neustrelitz/Kreis Mecklenburg-Strelitz schänden Jugendliche den russischen Soldatenfriedhof.

Mittwoch, 28.9. –

Brand in einer Asylbewerberunterkunft in Hannover. Aus unbekannter Ursache gerät ein Wohnblock für etwa zehn Personen in Brand. Es wird niemand verletzt. –

Der neue Hamburger Innensenator Wrocklage (SPD) hebt die Suspendierungen der 27 Hamburger Polizisten wieder auf, die im Verdacht stehen, Ausländer provoziert und mißhandelt zu haben. Bei den Ermittlungen habe sich kein hinreichender Tatverdacht gegen einzelne Beamte ergeben.

Freitag, 30.9. –

Brandanschlag auf die Gaststätte eines Libanesen in Northeim/Niedersachsen. Die Täter schlagen Scheiben ein, dringen in das Haus ein und legen an mehreren Stellen Feuer. An die Wände schmieren sie Parolen wie »Ausländer raus«. Es wird niemand verletzt. –

Brandanschlag auf ein von Ausländern bewohntes Haus in Ludwigshafen. Eine 40jährige Rumänin und ihre acht und 15 Jahre alten Kinder werden mit Verdacht auf Rauchvergiftung ins Krankenhaus eingeliefert. –

Wegen der Mißhandlung von Vietnamesen erhebt die Staatsanwaltschaft Berlin die erste Anklage gegen zwei Polizisten. Die Anklage lautet auf Körperverletzung und Strafvereitelung im Amt. –

Brandanschlag auf ein Fachwerkhaus in Bad Gandersheim, das bis vor drei Wochen von fünf Asylbewerbern bewohnt wurde. –

Bei einem Brand in einem Wohnhaus in Völklingen/Saarland sterben zwei Menschen. Nach Angaben der Polizei leben in dem Haus auch Asylbewerber. Die Brandursache ist noch unklar. –

In Berlin überfallen vier Jugendliche eine 46jährige Vietnamesin. Sie schlagen ihr Opfer mit einem Knüppel und berauben es. Die 15 bis 19 Jahre alten Jugendlichen werden am 13. Oktober festgenommen und geben Fremdenfeindlichkeit als eines ihrer Motive an.

Samstag/Sonntag, 1./2.10. –

Anschlag auf das Bezirksbüro der Sozialistischen Jugend »Die Falken« in Braunschweig. Es entsteht ein beträchtlicher Sachschaden. Die Falken werfen der Bundesregierung vor, rechten Terror zu verharmlosen und damit »Neonazis Vorschub zu leisten«.

Montag, 3.10. –

In Siedenbrünzow/Mecklenburg-Vorpommernrandalieren etwa 20 Jugendliche vor einem Asylbewerberheim. Sie beschädigen die Eingangstür und zerstören eine Satellitenanlage. Es wird niemand verletzt, eine Bewohnerin des Heims erleidet jedoch einen Schock. Die Polizei nimmt 14 Jugendliche vorübergehend fest. –

Ein als rechtsextremer Schläger bekannter 22jähriger Berliner malt in einem Berliner Bus Hakenkreuze und die Buchstaben »KKK« als Kürzel für den Ku-Klux-Klan auf die beschlagene Scheibe. Anschließend bedroht er zwei Afrikaner, die ihn bereits beobachtet hatten, mit einer Gaspistole. Es gelingt den beiden, den Mann zu überwältigen und zu entwaffnen. Einer der beiden wird durch einen Schuß aus der Gaspistole leicht verletzt. Gegen den Täter wird Haftbefehl erlassen.

Dienstag, 4.10. –

Eine Gruppe mutmaßlicher rechtsextremistischer Jugendlicher randaliert in einem Zirkus in Bernburg/Sachsen-Anhalt. Sie ziehen grölend durch das Gelände, beschädigen einen Lastwagen und Zäune, rufen »Ausländer raus« und »Wir schlagen alles kaputt«. Als Zirkusmitarbeiter die Polizei alarmieren, flüchten die Täter. –

Nach Angaben des Bundeskriminalamtes sind im August 1994 insgesamt 169 Straftaten mit fremdenfeindlichem Hintergrund registriert worden, darunter vier Brandanschläge und 27 Angriffe gegen Personen. 35 Menschen wurden bei fremdenfeindlichen Angriffen verletzt. 127 Tatverdächtige wurden ermittelt, von denen 49 vorläufig festgenommen wurden. Gegen sechs Tatverdächtige ergingen Haftbefehle. –

Das Landgericht Halle verurteilt im dritten Prozeß um die Brandanschläge auf zwei Vietnamesenwohnheime in Halle alle neun Angeklagten wegen Landfriedensbruchs zu Bewährungsstrafen zwischen sechs Monaten und eineinhalb Jahren. Die Männer im Alter zwischen 18 und 22 Jahren hatten gestanden, am 6. September 1992 an den Überfällen auf Wohnhäuser von Vietnamesen beteiligt gewesen zu sein, bei denen eine Vietnamesin schwer verletzt wurde und eine Wohnung ausbrannte. In einem vierten, derzeit laufenden Prozeß um diese Anschläge stehen drei weitere Jugendliche wegen versuchten Mordes vor Gericht. –

Das Landgericht Konstanz verurteilt die zwei Führungsmitglieder der inzwischen verbotenen rechtsextremistischen »Nationalen Offensive« (NO), Stefan J. (25) und Gunter B. (24), wegen der öffentlichen Billigung von Straftaten zu Bewährungsstrafen von vier und sechs Monaten. In der Urteilsbegründung bezeichnet das Gericht die Angeklagten als Heranwachsende, denen man trotz ihrer Vorgeschichte eine »günstige Sozialprognose« attestieren könne. Damit wird das

erstinstanzliche Urteil des Amtsgerichts Konstanz vom November 1993 erheblich gemildert, das auf je sechs Monate Haft ohne Bewährung gelautet hatte. Den Angeklagten wurde zur Last gelegt, Ausschreitungen gegen Asylbewerber befürwortet zu haben.

Mittwoch, 5.10. –

Das Landgericht Stuttgart verurteilt zwei Männer wegen Brandanschlägen auf ein Ausländerheim und ein Wohnheim in Kirchheim unter Teck/Baden-Württemberg im August 1993 zu je sieben Jahren Haft. Das Gericht befindet die 27 und 39 Jahre alten Bewohner eines Obdachlosenheims des Mordversuchs für schuldig. Die Männer hatten Ärger über Ausländer als Motiv angegeben. Bei den Anschlägen war niemand verletzt worden.

Donnerstag, 6.10. –

In Berlin-Kreuzberg wird in einer Wohnung in der Baruther Straße die bereits verweste Leiche eines 54jährigen Türken gefunden. Der Name des Opfers wird mit Zabit Eksi angegeben. Nach Auskunft eines Kriminalbeamten wurde der Mann durch einen »Angriff gegen den Hals« getötet. Die Hintergründe der Tat sind unklar. –

In Augsburg wird ein 31jähriger Asylbewerber aus China von einem Polizisten angeschossen und dabei schwer verletzt. Der Mann soll die Beamten mit einer Eisenstange angegriffen haben, nachdem er sich zuvor verbarrikadiert hatte. Er erleidet einen Beckendurchschuß.

Freitag, 7.10. –

In einem Tanzlokal in Premnitz randalieren sieben rechtsradikale Jugendliche und skandieren neonazistische Parolen. Die Polizei stellt nach der Festnahme bei den Jugendlichen rechtsradikales Propagandamaterial sicher. –

Wie das Kölner Bundesamt für Verfassungsschutz mitteilt, wurden in den ersten neun Monaten diesen Jahres 1.052 Gewalttaten mit erwiesener oder vermuteter rechtsextremistischer Motivation registriert. Dies sei gegenüber dem Vergleichszeitraum des Vorjahres mit 1.654 derartigen Straftaten ein Rückgang um 36 Prozent. –

Das Amtsgericht Soltau verurteilt vier Bundeswehrsoldaten zwischen 19 und 23 Jahren zu Haft- und Arreststrafen, weil sie im Februar diesen Jahres Ausländer massiv bedroht und Offiziere verprügelt haben. Zwei Angeklagte erhalten wegen gemeinschaftlicher gefährlicher Körperverletzung und Sachbeschädigung eine Haftstrafe von drei und fünf Monaten auf Bewährung, zwei jüngere Soldaten werden zu drei Wochen Dauerarrest verurteilt.

Samstag, 8.10 –

Ein 37 Jahre alter Mann aus Mocambique wird von einer Gruppe von etwa 15 bis 20 Rechtsradikalen in einer Berliner S-Bahn mit ausländerfeindlichen Parolen beschimpft, geschlagen und beraubt. Außerdem versuchen die Täter, ihn aus dem Zug zu stoßen. Das Opfer kann jedoch fliehen. –

Bei einem anderen Überfall ebenfalls in einer Berliner S-Bahn wird ein 22jähriger von vier Skinheads so zusammengeschlagen, daß er mit schweren Verletzungen in ein Krankenhaus gebracht werden muß. –

Wenig später schlägt eine Gruppe von etwa 20 Jugendlichen in einer Berliner Bahnlinie auf zwei 17jährige ein. Ein Opfer kommt mit mehreren Brüchen ins Krankenhaus. –

20 Skinheads mißhandeln in einem weiteren Berliner S-Bahn-Zug einen Mann und werfen seinen Mantel und sein Fahrrad aus dem Zug. Anschließend versuchen sie den Mann aus dem Zug zu stoßen, was durch das Eingreifen einer 18jährigen Mitreisenden verhindert werden kann.

Sonntag, 9.10. –

In Magdeburg greifen fünf Jugendliche der Skinhead-Szene unter Rufen wie »Ausländer raus« vier afrikanische Asylbewerber an, die in der Innenstadt auf eine Straßenbahn warten. Die Jugendlichen schlagen auf die Afrikaner ein und verletzen einen von ihnen mit einer zerbrochenen Bierflasche am Oberarm. Die Täter können fliehen.

Montag, 10.10. –

In Berlin-Schöneberg pöbeln zwei 46 und 53 Jahre alte, angetrunkene Männer einen tamilischen Blumenhändler an, reißen ihm seine Ware weg und brechen die Blüten ab. Als das Opfer in eine türkische Imbißbude flüchtet, stellen sich die Männer davor, hindern den Tamilen am Verlassen der Bude und salutieren mit dem »Hitlergruß«. Ein 37jähriger Türke, der dem Tamilen zu Hilfe kommt, wird mit fremdenfeindlichen Parolen beschimpft. Die alarmierte Polizei nimmt die beiden Männer fest. –

In München dringen zwei vermummte Männer in die Wohnung eines türkischen Ehepaares ein und setzen die Wohnung in Brand, indem sie Bücher, Teppiche und Tapeten anzünden. Die 25jährige Hausherrin entdeckt das Feuer rechtzeitig und kann die Flammen löschen. Sie wird mit einer leichten Rauchvergiftung ins Krankenhaus gebracht. –

Nach Angaben des »Spiegel« verbietet der Autovermieter Sixt in einem Rundschreiben an »alle Stationen, Agenturen und Lizenznehmer« seinen Mitarbeitern, an »Schwarzafrikaner in Verbindung mit Visitor-Passport Fahrzeuge zu vermieten«. Dieses Verbot gelte für alle Fahrzeugtypen. Als Grund gibt die Sixt-Zentrale an, daß »erneut« Fahrzeuge »durch betrügerische Anmietung durch Schwarzafrikaner« verlorengegangen seien.

Das Archiv für Sozialpolitik Frankfurt/Main erstellt diese Chronik für KONKRET seit November 1992

Antisemitische Angriffe

Mittwoch, 21.9. –

In Berlin-Weißensee schänden unbekannte Täter den Friedhof der Israelitischen Synagogen-Gemeinde. Sie stoßen zwei Grabsteine um und zerstören sie. Außerdem wird die Umfriedung beschmutzt und verschmiert. –

In Neunkirchen/Saarland werden auf dem jüdischen Friedhof 27 Gräber verwüstet. Grabsteine werden umgestürzt, Grabplatten zertrümmert und mit Nazi-Symbolen beschmiert. Ein auf dem Friedhof stehendes Denkmal wird mit antisemitischen Parolen beschmiert.

Donnerstag, 22.9. –

Unbekannte verbreiten in Lübbenau/Brandenburg antisemitisches Propagandamaterial der in Deutschland verbotenen »NSDAP Auslands- und Aufbauorganisation«. 23 Aufkleber mit der Aufschrift »Juden sind unser Unglück. Wir sind wieder da. Ausländer raus« seien gefunden worden, teilt die Polizei mit.

Montag, 3.10.1994 –

Auf dem jüdischen Friedhof an der Schönhauser Allee in Prenzlauer Berg in Berlin werden 19 Grabsteine von unbekannten Tätern in ihren Verankerungen gelockert und umgestoßen.

Freitag, 7.10 –

In mehreren brandenburgischen Gemeinden werden Wahlplakate der PDS mit antisemitischen Schmierereien versehen. Wahlplakate mit dem Konterfei des PDS-Spitzenkandidaten Gregor Gysi und des Potsdamer Direktkandidaten für den Bundestag, Rolf Kutzmutz, werden mit Davidstern und dem Schriftzug »Jude« beschmiert. –

Das Kölner Bundesamt für Verfassungsschutz registrierte in den ersten neun Mona-ten diesen Jahres 38 antisemitische Gewalttaten. Im selben Zeitraum des Vorjahres hatte das Amt 53 antisemitische Gewalttaten registriert.

Dienstag, 11.10. –

Ein Schöffengericht in Frankfurt/Main verurteilt den 73 Jahre alten Rentner Otto R. wegen Beleidigung von KZ-Opfern und Verwendung einer nazistischen Grußformel zu einer Geldstrafe von 2.400 Mark. Der Angeklagte hatte im Dezember 1993 ein Pamphlet der rechtsextremistischen FAP, in dem die Massenvernichtung von Juden in deutschen Konzentrationslagern bezweifelt wird, mit seinem Namen versehen und per Fax an die Geschäftsstelle der SPD Hessen Süd in Frankfurt geschickt. In dem Schreiben, das mit »Heil Deutschland« unterzeichnet war, wurde der »Nachbau der Konzentrationslager« gefordert, um den »angeblichen Massenmord nachzuspielen«.

Mittwoch, 12.10. –

Der Personalausschuß der Stadt Nürnberg suspendiert den 55jährigen Oberlehrer Hans-Jürgen Witzsch vom Dienst, der im Januar 1993 in einem Brief an den »Bayerischen Rundfunk« unter Hinweis auf »eigene Forschungen« die Berichte über die Judenvernichtung in der Nazi-Zeit als Erfindung einer »Kriegsgreuel-Propaganda« bezeichnet hatte. Der Lehrer, der Deutsch, Geschichte und Sozialkunde unterrichtete, war im Sommer dieses Jahres wegen seiner Behauptungen bereits zu einer Geldstrafe von 5.000 Mark verurteilt worden.

Konkret 12/94, S. 23

Oliver Tolmein

Enge Grenzen

In Berlin geht der »Kaindl-Prozeß« mit einem Deal zwischen Gericht und Angeklagten zu Ende

Die letzten Tage des Kaindl-Prozesses gehen beklemmend ruhig über die Bühne der Jugendschöffenkammer des Berliner Landgerichts: Zeuginnen und Zeugen treten auf, werden aber nicht mehr befragt, Beweisanträge unterbleiben, die Stimmung ist gedrückt. Es sind die Tage nach dem Deal, den Staatsanwaltschaft, Verteidigung und die Richterin am 31. Oktober geschlossen haben. Schuldsprüche, Haftstrafen am unteren Strafrahmen, Freigang aus dem Knast – das sind die Eckdaten. Die Details kennen bis zur Urteilsverkündung nur die Betroffenen selber. Die Motive der Beteiligten aber liegen offen zu Tage: Einige der Angeklagten hatten den Eindruck, so das am wenigsten schlimme Ergebnis für sich selber zu erreichen, andere wollten ihnen dabei nicht im Wege stehen, der Justiz selber war vor allem daran gelegen, die Ermittlungspraktiken des Staatsschutzes und dessen Zusammenwirken mit der rechtsextremen »Deutschen Liga« nicht öffentlich verhandeln zu müssen.

Die Absprache zwischen Gericht und Angeklagten erweist sich im Rückblick als charakteristisch für dieses Verfahren, das einerseits einer der wichtigstens politischen Prozesse der letzten Jahre zu werden schien, in dem andererseits aber nahezu alle Grundsätze linker politischer Prozeßarbeit außer Kraft gesetzt wurden: Von Anfang an wurden Aussagen gemacht, ohne daß es darüber eine öffentliche Verständigung gegeben hätte, es gab offen konkurrierende Solidaritäts-Gruppen, die Linie der Verteidigung war bis Prozeßbeginn völlig unklar, Transparenz für ein breiteres Spektrum politischer Gruppen wurde nicht hergestellt.

Schon die Aktion selber, deren Folgen da verhandelt wurden, war problematisch: Spontan hatten sich Antifaschistinnen und Antifaschisten am 4. April 1992 aufgemacht, eine Gruppe von Nazis, die in einem China-Restaurant in Berlin/Neukölln tagten, zu verjagen. Es kam zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung, in deren Verlauf der Landesschriftführer der rechtsextremen »Deutschen Liga«, Gerhard Kaindl, tödlich und ein weiterer Nazi nicht lebensgefährlich verletzt wurden. Die »Nazis raus«-Aktion war außer Kontrolle geraten. Anders aber als beispielsweise nach den Schüssen an der Startbahn-West, denen 1987 zwei Polizisten zum Opfer fielen, zog das nicht wie selbstverständlich eine Auseinandersetzung mit der eigenen Militanz nach sich – erst nachdem es Verhaftungen gegeben hatte und der Prozeß bevorstand, häuften sich Stellungnahmen, die jetzt allerdings verständlicherweise eher bemüht schienen, die Ereignisse unter dem aktuellen Solidarisierungsdruck im nachhinein zu rechtfertigen, als sie zum Ausgangspunkt grundsätzlicher Überlegungen zu machen.

Diese inhaltliche Schwäche korrespondiert damit, daß die schließlich verhafteten und angeklagten Migrant/inn/en keineswegs eine einheitliche Prozeßstrategie verfolgten. Schon frühzeitig hatten zwei der sechs eine Kronzeugen-Rolle übernommen. Als nachgewiesen werden konnte, daß Erkan S. schon bei seiner Festnahme psychisch schwer krank war und zu den Aussagen offensichtlich genötigt worden ist, und als Bazdin Y. seine Aussagen im Prozeß später widerrief, weil sie ihm von den Vernehmungsbeamten quasi diktiert worden waren, entspannte sich die Lage immerhin wieder etwas. Grundsätzlich verändert hat sie sich aber nicht. Das wurde deutlich, als das Gericht seine Bereitschaft erklärte, den Deal abzuschließen: Nur wenige der Anwält/inn/en und Angeklagten engagierten sich dafür, den Prozeß weiterzuführen, um die Ermittlungsarbeit des Staatsschutzes aufzuklären und möglicherweise auch Freisprüche zu erreichen.

Bereits nach wenigen Prozeßtagen stellte sich heraus, daß die Sonderkommission Kaindl mit bemerkenswerten Methoden gearbeitet hatte: Die Aussagen des Hauptbelastungszeugen Erkan S. wurden deswegen als nicht verwertbar eingestuft. Bazdin Y.s Angaben, auf die sich daraufhin die gesamte Anklage stützen mußte, waren zu großen Teilen von den Vernehmungsbeamten diktiert worden. Daß die Staatsschützer der durch gute Verbindungen in die rechtsextreme Szene berüchtigten Berliner Polizei in ihren offensichtlich gut vorbereiteten, aber dilettantisch vorgetragenen Aussagen eingestehen mußten, keineswegs nach den Regeln der Strafprozeßordnung vorgegangen zu sein, ersparte ihnen letztlich aber die weitaus peinlichere Befragung über ihre Kontakte zur Nazi-Szene: Bereits in einem frühen Stadium der Ermittlungen waren Nazis aus der »Deutschen Liga« auffallend gut über den Ermittlungsstand informiert und konnten in ihren Publikationen behaupten, die persönlichen Daten der gesuchten Antifas aus den Akten zu kennen. Auch sonst war die Fahndungsarbeit, die sich von vornherein vor allem gegen die organisierte Migrant/inn/en-Szene richtete, von Merkwürdigkeiten, die nun nicht mehr aufgeklärt werden können, geprägt: Zivilbeamte streiften mit Fotomappen durch Kreuzberger Kneipen und befragten gezielt wahllos die Gäste nach einzelnen Personen, Angehörige von untergetauchten Antifas wurden terrorisiert und unter Druck gesetzt.

Eine besonders unrühmliche Rolle spielten in dem Verfahren aber auch die Medien: Obwohl von vornherein erhebliche Zweifel an der Zuverlässigkeit der Aussagen von Erkan S. bestanden und schon in den ersten Verhandlungstagen deutlich wurde, daß die Mordanklage nicht zu halten sein würde, weil es sich nicht um eine geplante Aktion gehandelt und vor allem niemand der Beteiligten die Absicht gehabt hatte, Kaindl oder sonstwen zu töten, propagierten nahezu alle Zeitungen

die Version der Staatsanwaltschaft. Am aggressivsten trat dabei die »Taz« auf, die den Skin-Forscher Eberhard Seidel-Pielen auf den Plan rief. »Spiel mir das Lied vom Tod« war der martialisch bebilderte Beitrag, anspielend auf einen »Republikaner«-Wahlspot, überschrieben – die Antifas, nicht die Nazis sind in Deutschland wirklich gefährlich, war die Botschaft. Daß aus einem knappen Dutzend Leuten, die eine Tränengassprühdose und ein Messer dabei hatten, ein »schwer bewaffneter« Trupp wurde, ist noch eine der harmloseren falschen Behauptungen des Textes. Daß er entgegen den Ergebnissen der Hauptverhandlung feststellt, es habe sich um einen »hinterhältigen Überfall« (also eine geplante Aktion) und nicht um eine »folgenschwere Auseinandersetzung« gehandelt, wiegt angesichts des darin enthaltenen strafrechtlich relevanten Mordvorwurfs schon schwerer. Politisch richtungweisend aber ist vor allem, daß Seidel-Pielen vehment darauf beharrt, Kaindl und Konsorten seien »keine Faschisten«, sondern lediglich »parteilose Rechte, organisierte Rechtsextremisten und Rechtskonservative«.

Angesichts dieses Klimas, in dem die Angeklagten zum Feindbild gemacht worden waren, ist nachvollziehbar, daß einige von ihnen darauf gedrungen haben, eine Absprache mit Staatsanwaltschaft und Gericht zu treffen. Auch wenn der politische Preis – der Verzicht auf die öffentliche Auseinandersetzung mit den Berliner Staatsschutzpraktiken – hoch war und obwohl Fatma B., die nachweislich nicht am Tatort war, dadurch mitverurteilt wird. Die Zufriedenheit darüber, daß es gelungen ist, die Anklage aushebeln, obwohl der Prozeß von seiten der Angeklagten aus der Defensive geführt werden mußte, bleibt allerdings stark beeinträchtigt: Denn immerhin ist es bemerkenswert, daß auf derart dürftiger Grundlage überhaupt eine Mordanklage zugelassen worden ist und mehrere der Angeklagten monatelange U-Haftstrafen in Kauf nehmen mußten. So bleibt der Kaindl-Prozeß ein Beispiel dafür, wie aus einer schlechten Lage durch engagierte Solidaritäts- und Öffentlichkeitsarbeit noch etwas herausgeholt werden kann – aber eben auch, daß dem enge Grenzen gezogen bleiben.

Oliver Tolmein hat soeben das Buch »Orginalton deutsch – Medien und rechte Gewalt« (Konkret Literatur Verlag) veröffentlicht

Konkret 12/94, S. 24

Michael Hahn, Günther Jacob

Patchwork im Kriegszustand

Die Kategorien »Race« und »Ethnicity« bestimmen noch immer das Selbstbild der US-Gesellschaft. Durch die allgemeine Kulturalisierung des Sozialen zu einem »Patchwork der Minderheiten« sind sie sogar noch präsenter geworden. Die Chancen für eine subversive Maskerade darin sind jedoch denkbar gering. Fortsetzung eines Beitrags, dessen erster Teil unter dem Titel »Rhythm and Jews« in KONKRET 9/94 erschien

»Was ist eigentlich ›schwarz‹ an schwarzer Kultur?« fragte der »Spiegel« Ende Oktober in einem »Ein Krieg der Bilder« betitelten, umfangreichen Beitrag. Um Antworten auf diese »nahezu unlösbare Frage« wurden abermals jene gebeten, die man für einen Teil des Rätsels hält und die deshalb auch für das Grübeln über Blackness zuständig sein sollen: US-amerikanische Intellektuelle mit dunklen Hautpigmenten. Die Namen, die da ins Spiel gebracht wurden – Cornel West, bell hooks, Henry Louis Gates u.a. (verschwiegene Anleihen bei einigen KONKRET-Autoren nicht gerechnet) – , machten schnell zwei Dinge deutlich: zum einen, daß die Jungtürken-Posse des Hamburger Nachrichtenmagazins (Hüetlin, Schnibben, Porschardt u.a.) von bestimmten linken und subkulturellen Auseinandersetzungen zu profitieren versteht, und zum zweiten, daß sie sich dabei instinktsicher die Fehler und Versäumnisse von Szenen zunutze macht, die es bislang dabei belassen haben, die liberale und sozialreformerische Richtung der »Black Studies«-Literatur als das Neue Ding anzupreisen, das man unbedingt besitzen müsse.

Die Art und Weise, wie sich der auf Ablösung der Alten drängende »Spiegel«-Nachwuchs in die Produktion von Bedeutung einschaltet und dabei ein bestimmtes Wissen über Schwarze produziert, ist bemerkenswert: Man privilegiert zielstrebig die in popkulturellen Kreisen und kunsttheoretischen Zusammenhängen favorisierte Vorstellung von einem in den USA tobenden (»Rassen«-)»Krieg der Bilder«. Eine Sichtweise also, die gesellschaftliche Signifikationspraktiken, die nach den Regeln von Macht und Markt »Identitäten« produzieren, zu einem Spiel mit Codes verharmlost, in das mit vorgeblich »subversiven«, tatsächlich aber konventionalisierten »symbolischen Strategien« – Umcodierung etc. – eingegriffen werden kann. Ausgangspunkt dieser für Medienarbeiter zweifellos attraktiven Überlegungen ist eine repräsentationstheoretische Konzeption, die mit einer binären Symmetrie von Signifikant und Signifikat (bzw. von Sachverhalten und Referenten) argumentiert: Hier das »reale« Amerika und dort sein (Selbst-)Bild, auf das »die Schwarzen«, wenn sie es nur subversiv genug anstellen, scheinbar beliebig verändernd einwirken können.

Statt das Signifikant-Werden von Marginalisierten zu thematisieren und ihr Symbol-Sein grundsätzlich in Frage zu stellen (im Diskurs der Rassisten sind sie immer schon Symbol/Bild, d.h. die »Identität« des Signifikats/der Person ist Effekt des zugeschriebenen Signifikanten »black«), sollen die Zuschreibungen lediglich »positiv« gewendet werden. Was als Rassismus-Diskussion begann, wird so zu einem hippen Diskurs über die Möglichkeiten einer Subversion von Codes.

Die Bedeutung von »Race« und »Ethnicity« hat sich in den USA in den vergangenen dreißig Jahren nachhaltig gewandelt, und es ist für antinationale, gegen Identitätswahn und Multikulti-Konzepte antretende Linke in der BRD unabdingbar, diesen Wandel zu begreifen. Dabei sollte jeder Erklärungsversuch mit einem Rückblick auf die Bürgerrechtsbewegung der 50er und 60er Jahre beginnen, die diese Veränderungen erst in Gang gesetzt hat – durch die Massenmobilisierung der »schwarzen« Bevölkerung der Südstaaten, durch die erst die schrittweise Aufhebung der gesetzlichen »Rassen«trennung und die formale Gleichstellung erreicht werden konnten.

Mit dem Erfolg der Bürgerrechtsbewegung veränderten sich die Bedingungen des antirassistischen Kampfes radikal, da von nun an sich auch jene am Maßstab einer leistungsorientierten Wettbewerbsfähigkeit messen lassen mußten, die als »Amerikaner afrikanischer Herkunft« anerkannt wurden. Daß ihre Ausgangsbedingungen dafür nicht die besten waren, gestand man ihnen zwar zu, aber es war klar, daß die zum Ausgleich eingerichteten Affirmative-action-Programme nur Hilfe zur Selbsthilfe sein sollten und daß die, die ihre Chancen nicht zu nutzen verstanden, nicht mehr auf äußere Widrigkeiten verweisen konnten. Weil aber die neuen Bürger ihr individuelles Glück in einer Gesellschaft suchen mußten, in der das Ideal der freien Konkurrenz zwar eine äußerst stimulierende Wirkung hat, in der Praxis jedoch nie verwirklicht werden kann, war es mit der neuen Chancengleichheit von Beginn an nicht weit her. Es sollte sich herausstellen, daß die Verteilung der Individuen auf die hierarchisierten gesellschaftlichen Funktionen weiterhin effektiver und kostengünstiger abläuft, wenn sie nach den »bewährten«, also rassistischen Selektionskriterien erfolgt.

Die Erwartung, daß auf Arbeits- und anderen Märkten solch sachfremde Kriterien wie »Hautfarbe« fortan eine weniger wichtige Rolle spielen würden, hat sich nur teilweise erfüllt: »Schwarze« Pro-Kopf-Einkommen stagnieren, so sagt eine nach »ethnischen« Kriterien geführte US-Statistik, seit 20 Jahren zwischen 55 und 60 Prozent der »weißen« Vergleichszahlen. Die Realeinkommen sind in den USA insgesamt seit 20 Jahren rückläufig, aber am dramatischsten stellt sich dieser Trend in den unteren Lohngruppen dar, die seit den 70er Jahren fast 30 Prozent an Kaufkraft eingebüßt haben und überdurchschnittlich von »Nichtweißen« besetzt sind.

Nachdem die Erfolge der Bürgerrechtsbewegung bewirkt hatten, daß an den Grenzlinien zwischen den »Rassen« weniger streng patroulliert wird, kam es zu einer nie dagewesenen Ausdifferenzierung der afroamerikanischen Lebenswelten. Auf der einen Seite begünstigten die Quotierungsmaßnahmen der 70er Jahre den Aufstieg einer ansehnlichen Black Middle Class, die es sich schon bald leisten konnte, in die bis dahin »lilienweißen« Speckgürtel-Vorstädte zu ziehen. Auf der anderen Seite leben in den Innenstädten Millionen Afroamerikaner als Teil eines »multiethnischen« Subproletariats.

In den Medien und in der Mainstream-Kultur hingegen sind »Schwarze« aus den unterschiedlichsten sozialen Schichten heute offenbar allgegenwärtig. Es sieht so aus – und nicht nur der »Spiegel« legt uns diese Sichtweise nahe – , als sei der Kampf der Marginalisierten um Sichtbarkeit im kulturellen Sektor besonders erfolgreich gewesen. Doch die häufigere mediale Präsenz von Leuten, die als Signifikanten des Anderen gelten und denen in der symbolischen Ordnung die Funktion einer Absicherung des »weißen« Selbstverständnisses zugewiesen ist, kann mit größerer Berechtigung auch als Hinweis auf eine gefestigte »weiße« Verfügungsgewalt verstanden werden. Solange nämlich der Zusammenhang zwischen dem Status von Marginalisierten als Bild und den Mechanismen des rassistischen Repräsentationssytems verborgen bleibt, werden die Enklaven eher noch deutlicher konturiert und die rassistischen Zuschreibungen dabei nur modifiziert: Galten Afroamerikaner im Bewußtsein der »weißen« Bevölkerungsmehrheit früher als einfältig und unterwürfig, so werden sie heute oft für unberechenbar und aggressiv gehalten.

Als besonders folgenreich hat sich die bereits in den 70er Jahren einsetzende Relativierung des bipolaren Schwarz-Weiß-Gegensatzes erwiesen, in dem die Kategorie »Rasse« früher gedacht wurde. »Braun«, »gelb« und »rot« sind dazugekommen. Zwar gibt es seit der Annexion des ehemals mexikanischen Südwestens und der Anwerbung asiatischer Arbeitskräfte zur kapitalistischen Erschließung Kaliforniens eine relevante lateinamerikanische und asiatische Präsenz in den USA, aber erst das 1965 liberalisierte Einwanderungsrecht – ebenfalls eine Folge der Bürgerrechtsbewegung – hat zu einer deutlichen Zunahme der Einwanderung aus den beiden Kontinenten geführt. Wichtiger als der Umfang der Immigration aus der sogenannten Dritten Welt ist jedoch die veränderte Einstellung zur Selbst- und Zwangsethnisierung. So steigt etwa die Zahl derjenigen, die sich zu einer indianischen Abstammung bekennen, seit den Jahren der Black-Power-Bewegung kontinuierlich an. Diese Berufung auf Herkunft und Tradition wird aber staatlich gesteuert: Eine Office Of Management And Budget (OMB) genannte Bundesbehörde definiert in den USA die »rassischen« und »ethnischen« Kategorien, nach denen staatliche Formulare und Statistiken normiert werden. In Anmelde- und Bewerbungsbögen, die im Zusammenhang mit Einschulung, Stipendienvergabe, Arbeitsplatzsuche und Hypothekenaufnahme auszufüllen sind, müssen sich die amerikanischen Staatsbürger derzeit zwischen vier »Rassen« und mehreren »Ethnien« entscheiden. Auf den so gewonnenen »Daten« fußt dann die öffentliche Diskussion über Änderungen der »rassischen« Zusammensetzung der amerikanischen Bevölkerung (»die Latinos überrunden in den nächsten sechs Jahren die Schwarzen, und die Weißen geraten im Jahr 2050 in die Minderheit«), an der auch die so Definierten sich beteiligen. So forderte etwa der National Council of La Raza, »Hispanics« nicht weiter als »Ethnie«, sondern als »Rasse« einzustufen, während das Arabisch-Amerikanische Institut verlangte, für Einwanderer aus dem Nahen Osten – bisher als »Weiße« erfaßt – eine eigene Kategorie einzurichten.

Eine besondere Ironie besteht darin, daß diese seit der ersten Volkszählung von 1790 etablierte »Rassenstatistik« heute als Errungenschaft der Bürgerrechtsbewegung erscheint: Die erkämpfte Quotierung erforderte die amtliche Ermittlung des Kreises der Berechtigten. Deshalb muß heute jede Forderung nach Abschaffung der essentialisierenden (auf eine biologische »Abstammungsgemeinschaft« sich beziehenden) Kategorien als Angriff auf die Errungenschaften der Bürgerrechtsbewegung wie auch als Leugnung fortexistierender Benachteiligungen erscheinen.

Zu dem Bedeutungswandel von »Race« und »Ethnicity« gehört auch das »Ethnic Revival«, mit dem die als »weiß« definierte Bevölkerungsmehrheit auf die Black-Power-Bewegung der 60er Jahre reagierte. Damals fingen plötzlich alle an, ihre Vorfahren auszugraben und sich ihre eigene »Ethnic Identity« zu basteln. Anstelle der Assimilation im »Melting Pot« (die ohnehin nur für europäische Immigranten vorgesehen war: Bis in die 20er Jahre erwarteten viele sogar die Entstehung einer »neuen amerikanischen Rasse« aus Engländern, Schotten, Iren, Franzosen, Holländern, Deutschen und Schweden) wurde es plötzlich chic, sich als »Irish-American«, »Italian-American« oder »Polish-American« zu bezeichnen.

Da auch jene, die früher einfach »Chicanos«, »Asians« oder »Blacks« genannt wurden, nach langen Kämpfen zu Bindestrich-Amerikanern aufgestiegen sind (zu »Mexican-Americans«, »Chinese-Americans« und zu »African-Americans«), scheinen somit alle zu einer »ethnischen Minderheit« zu gehören. Vor diesem Hintergrund verwandeln sich auch die, die bisher noch nicht in dieses Schema paßten, irgendwie in »ethnische« Gruppen, etwa feministische, schwule, lesbische, subkulturelle etc. Zusammenhänge, die sich häufig nach dem »ethnischen Modell« organisieren und zu entsprechenden Namensgebungen (»Queer Nation« etc.) greifen.

Diese innere Vervielfältigung der US-amerikanischen Gesellschaft nach den Kriterien von »Rasse« und »Ethnie«, zu denen noch die sexuelle und kulturelle Orientierung traten, ist nicht unmittelbares Resultat einer gegen den herrschenden Universalismus gerichteten Oppositionsbewegung. Die von konservativer Seite scheinheilig beklagte und den marginalisierten Gruppen zum Vorwurf gemachte Segmentierung ist nicht einfach das Ergebnis der Anerkennungs- und

Identitätskämpfe von Menschen, die zur Unsichtbarkeit verurteilt waren. Der Kampf um »symbolisches Kapital« (Bourdieu) muß nämlich keineswegs zwangsläufig zu abgezirkelten Orten führen. Dazu kommt es erst, wenn Herrschaft es versteht, in diesen Auseinandersetzungen ihre eigene Logik durchzusetzen. Und das hat sie sehr gut verstanden: Nachdem sich heute jedes Individuum wenigstens einer Community zwangszugeordnet sieht und jedes Interesse überhaupt nur noch Chance auf Gehör hat, wenn es im Namen einer »kulturalisierten« Gruppe angemeldet wird, gehört die Pflege diplomatischer Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Gruppierungen zum Verteilungskampf: Politik wechselnder Bündnisse und gegenseitiger Erpressungen.

So konnte eintreten, was der afroamerikanische Sozialist Julius Lester (der heute der jüdischen Gemeinde von Massachusetts angehört) schon 1968 prophezeit hatte: »Das weiße Establishment wird als hegemoniale Gruppe zusehends unsichtbar werden.« Es scheint sich selbst in das Patchwork aufzulösen. Wo alle Interessen als die von Minorities erscheinen und alle stolz darauf sind, »special« zu sein, erscheinen auch die Herrschenden als eine Pressure Group unter vielen. Die Ansprüche von Eliten und Marginalisierten lassen sich in dieser Konstellation als mehr oder weniger gleichrangige Partikularinteressen darstellen. Es gibt kein Oben und Unten mehr, sondern nur noch ein »schillerndes Mosaik« (so charakterisierte etwa der frühere New Yorker Bürgermeister Dinkins seine Stadt). Die Erfahrung der Unterdrückung wandelt sich in ein diffuses Gefühl, dessen Ursachen schwer zu lokalisieren sind.

Jeder Appell an die historische und aktuelle Verantwortung der »Weißen« geht von nun an ins Leere. Im institutionalisierten Modell der »Race/Community Relations« verliert sich die Erkenntnis, daß der Rassismus auch ein strukturierendes Zentrum hat und etwas anderes ist als ein »Defekt«, der mehr oder weniger bei allen auftreten kann. In diesem »Patchwork der Minderheiten« neigen die einzelnen Gruppierungen zu einer konformistischen und neotribalistischen Selbstbezüglichkeit. Kein Wunder daher, daß eine grundsätzliche Kritik an der »ethnisierten« kapitalistischen Konkurrenz in der Regel außerhalb des begrenzten Community-Horizontes liegt. Antirassistische Bewegungen, die in den 60er Jahren noch die Herrschaftsverhältnisse konkret benennen konnten, sind heute zu Lobby-Organisationen geworden. Politische Mobilisierungen zielen nicht mehr auf selbständige Aktionen der Beteiligten, sondern degradieren diese zur Verhandlungsmasse von Repräsentanten, die niemandem rechenschaftspflichtig sind.

Dieses tribalistische System wurde und wird von den hegemonialen Mächten in jeder Hinsicht gestützt. Es wurde im Grunde schon etabliert, bevor jene, die außerhalb standen, auf ihre Marginalisierung mit einer trotzigen Umkehrung reagierten und ihren Ausschluß offensiv bestätigten – in der Hoffnung auf Wiedererlangung des beschädigten Selbstbewußtseins und auf günstigere Bedingungen für den Widerstand. Wo diese Umkehrung in eine essentialistische oder selbstgenügsam-kulturalistische (»kulturelle Identität« als zu Widerstandszwecken frei gewählt verstehende) Politik der Selbstethnisierung bzw. Selbstkulturalisierung umschlägt, kann auch politischer Widerstand gegen die Ausschlußpraktiken zur Bestätigung jener Ordnung werden, die die Differenzierung vornimmt und mit ihren Machtmitteln vollstreckt.

Die Spannungen in diesem »american racial caste system« haben in den letzten Jahren zugenommen. Vorstrukturiert durch die Unterwerfung unter die vom »weißen« Rassismus etablierte Hierarchie der Hautfarben, werden Konflikte zwischen Afroamerikanern und koreanischen oder mexikanischen Einwanderern, zwischen guatemaltekischen und kambodschanischen Gruppen etc., die unter anderen Umständen relativ einfach beigelegt werden könnten, zu Auseinandersetzungen politisiert, in denen es häufig darum geht, in Abwehr konkurrierender Forderungen den eigenen Opferstatus auf- und den der anderen abzuwerten. Ein für den gegenwärtigen Stand der Dinge durchaus bezeichnendes Beispiel ist der jüngst erfolgte Protest des National Congress of American Indians gegen einen Antrag von aus Hawaii stammenden US-Staatsbürgern auf Einstufung in die Kategorie »Ureinwohner Amerikas«, die wegen besonderer Glücksspielkonzessionen als attraktiv gilt.

Das US-amerikanische System der »Community Relations« wird häufig als labil oder kurz vor der Explosion stehend beschrieben. Tatsächlich ist jedoch die Aufteilung der Gesellschaft in eine Vielzahl klassenübergreifender, selbstorganisierter und miteinander koexistierender »Heimaten« einer der wichtigsten Gründe für die innere Stabilität der USA. In diesem System funktionieren die »kulturellen Identitäten« als Modalitäten, in denen alle anderen Widersprüche »gelebt« und erfahren werden. Indem die Zentralgewalt den diversen »Minderheiten« selbstverwaltete, relativ staatsferne Räume für ihre besonderen »ethnischen« bzw. »kulturellen« Belange einrichtet, delegiert sie auch in vielen Fällen die Bewältigung jener »Sachzwänge« an die hierarchischen Community-Strukturen, die aus der Kombination von kapitalistischen Eigentumsverhältnissen und Rassifizierungspraxis erwachsen. Die Entstehung sozialer Strategien und Bewegungen, die in der Lage wären, diese Verhältnisse ernsthaft in Frage zu stellen, ist damit erheblich erschwert.

Eine Diskussion über nicht-ethnopartikularistische Strategien gegen »multikulturelle« Massenarmut und reaktionären Backlash spielt derzeit in den USA weder in den essentialistischen noch in den anti-essentialistischen (»taktischen«) Identitätskonzepten eine besondere Rolle. Die Kritik, die dort am bürgerlichen Universalismus geübt wird – unter ausgiebiger Berufung auf universalistische Wertvorstellungen wie Gleichheit & Gerechtigkeit – , klammert gerade die Grundlagen der bürgerlichen Hegemonie, also Kapitalbesitz, Lohnarbeit, Hausarbeit, Weltmarktökonomie und

Staatsapparat, weitgehend aus.

Das (falsche) Bild einer unendlichen inneren Vervielfältigung der amerikanischen Gesellschaft scheint auch auf die »ethnischen« Communities selbst übertragbar zu sein. Viele, die sich als Repräsentanten dieser Communities verstehen – Adolph Reed spricht ironisch vom »race-relations establishment« – , warnen vor dem Verfall ihres Zusammenhaltes. Dabei haben sie nicht so sehr die immer weiter auseinanderklaffenden sozialen Unterschiede innerhalb der Communities im Blick, ihre Sorge gilt vielmehr der verbreiteten Infragestellung einer kritiklosen Solidaritätspflicht.

In den Communities wenden sich heute nicht wenige gegen die fatalen Konsequenzen eines kulturellen Nationalismus, der unter Berufung auf Tradition, Herkunft und Kontinuität auf der Konstruktion einer homogenen »ethnischen« Identität beharrt und eine von einheitlichen Interessen geleitete Community propagiert. Der Glaube an dieses Konstrukt wurde – befördert durch den Prozeß der kapitalistischen Individualisierung – stark erschüttert. Spätestens in den öffentlichen Diskussionen über die Anita Hill/Clarence Thomas-Kontroverse ist die Vielschichtigkeit der Standpunkte deutlich geworden. Heute ist kaum noch zu leugnen, daß es eine fraglose Community-Solidarität nicht mehr gibt und daß die Individuen mehr von ihrer sozialen Lage, ihren politischen Positionen und ihrer sexuellen Orientierung geprägt sind, als es den Verfechtern des Community-Konzeptes lieb sein kann.

Dessen Vorgaben werden immer häufiger als provinziell und borniert erlebt. Besonders in den Mittel- und Oberschichten ist ein »situativer« Umgang mit den zur Verfügung stehenden Identitäts-Tickets – Black, Woman, Middle Class etc. – üblich geworden. In Kombination mit habituellen Codes, modischen Accessoirs und spezifischen Konsumstandards läßt sich »Identität« verfeinern und auch als vollständige Eigenleistung begreifen. Aber auch solche filigranen Ich-Identitäten sehen sich letztlich doch auf das institutionalisierte Community-System zurückverwiesen und binden sich auch selbst daran. Was etwa auf den ersten Blick aussehen mag wie eine Tendenz zur praktischen Dekonstruktion eines bislang als monolithisch empfundenen sozialen Gebildes, perpetuiert als radikalisiertes Authentizitätskonzept die bekannte Logik auch dann, wenn zwischen »being and becoming black« unterschieden wird. Die Möglichkeit einer positiven Identifikation jenseits dieses Repräsentationssystems gibt es nicht – an den institutionalisierten Communities führt letztlich kein (individueller) Weg vorbei.

Das System der »Ethnic Relations« wird vom US-Staat gesetzlich garantiert und von der »multikulturellen« Rassifizierungspraxis aktualisiert. Einmal eingerichtet, entfaltet es seine Eigendynamik – übrigens auch ökonomisch: »ethnische« und »kulturelle« Communities sind in den USA riesige Märkte. Es zwingt die einzelnen, in den Verteilungskämpfen als Angehörige einer Community zu handeln, und dieser Zwang hält wiederum ein Bedürfnis nach Essenz – oder nach einem praktikablen Ersatz für Essenz! – am Leben. Das System der »Ethnic Relations« produziert eine Tendenz zur Re-Segregierung und damit ein Interesse an Maßnahmen, die jenen Auflösungstendenzen entgegenwirken, die der globalisierten Postmoderne zugeschrieben werden.

Einer größeren Bereitschaft zur anti-essentialistischen und pluralistischen Dekonstruktion »ethnischer Identitäten« stehen also Verhältnisse gegenüber, die auf Wiedereingrenzung (und nichts anderes bedeuten »Patchwork« und »Multikulti«) drängen und das Wiederaufblühen exklusiver, sich selbst genügender »ethnischer« und »kultureller« Loyalitäten begünstigen. Die Kategorien »Race« und »Ethnicity« bleiben demnach, wenn auch mit den beschriebenen Modifikationen, für das Selbstbild der US-Gesellschaft zentral. Sie sind sogar durch die allgemeine Kulturalisierung des Sozialen noch präsenter geworden. Diese widersprüchliche Situation, die gerade die unteren Klassen gefangenhält, weil ihnen die Verpflichtung auf imaginierte »ethnisch-kulturelle« Loyalitäten angesichts einer »multikulturellen« Armutsrealität einerseits und der mittelständischen Orientierung der Community-Strukturen andererseits besonders wenig weiter hilft, ist der Boden, auf dem die pragmatische Suche nach Handlungsmöglichkeiten häufig nur konservative Beschwörungen und Ressentiments hervorbringt.

Zum Chor derer, die die »alten Zeiten« beschwören, zählen auch jene etablierten »weißen« Reaktionäre, die die Emanzipationsbewegungen als Verursacher von unübersichtlichen Verhältnissen verdammen. Wehmütig erinnern sie sich an die Jahre, in denen all diesen neuen Subjekten, die jetzt auf den Markt der Meinungen drängen, das Sprechen noch nicht erlaubt war. Aber natürlich nützt es nichts, sich ausschließlich an Leuten abzuarbeiten, die den frech gewordenen »Minderheiten« am liebsten wieder den Mund verbieten wollen (auch wenn sie sehr zahlreich sind, wie der Ausgang der Kongreß- und Gouverneurswahlen am 7. November gezeigt hat), wenn das »liberale« Lager mit Erfolg an verfeinerten Multikulti-Modellen arbeitet, in denen den Aufmüpfigen klar definierte Orte zugewiesen werden und denen unausgesprochen ein Modell zugrunde liegt, das sich mit »Integration durch Separation« umschreiben ließe.

Im traditionsreichen Streit zwischen Integrationismus und Separatismus sind die Fronten längst durcheinandergeraten. Genaugenommen waren sie nie wirklich eindeutig, aber heute ist es vollends sinnlos geworden, »reformistischen« Universalismus und »militanten« Partikularismus gegeneinanderzustellen. Als die sogenannte integrationistische Perspektive in den Bewegungen des afroamerikanischen Widerstandes hegemonial war – in den Aufschwungjahren nach 1865, während des ersten Weltkrieges und in den Jahren zwischen dem New Deal und den großen Erfolgen der

Bürgerrechtsbewegung – , galten Separatisten bei der Mehrheit der Afroamerikaner als rückständige Konformisten: zum Beispiel Marcus Garvey's »Back To Africa«-Bewegung der 20er Jahre, Booker T. Washingtons Konzept einer ökonomisch autarken Black Community und die Black Muslims der 60er Jahre. Linke und liberale Universalisten hingegen, etwa W.E.B. DuBois, die »schwarzen« Kommunisten der 30er und 40er Jahre sowie M.L. King, die gegen Polizei und Ku-Klux-Klan für volles Wahlrecht und rechtliche Gleichstellung kämpften, galten als Militante, deren persönlichen Mut man bewunderte.

Nach dem Erfolg der Bürgerrechtsbewegung wurden diese Bewertungen sukzessive revidiert. Die Black Panther Party war wohl die letzte relevante politische Kraft, die eine links-universalistische (und »revolutionär-integrationistische«) Perspektive hatte und dabei als »radikal« eingestuft wurde. Heute hingegen werden sogar religiöse Sekten wie die NOI, die einen »schwarzen« Isolationismus predigen, auch von eher links eingestellten Leuten respektvoll als »militant« bezeichnet. Seit dem Kollaps der »weißen« Linken während des Cold War und der Zerschlagung der Panthers ist der revolutionäre Universalismus vollständig in die Defensive geraten. In der gegenwärtigen amerikanischen (»weißen« wie »schwarzen«) Linken existiert ein matter Nachhall dieser Position bestenfalls noch in der begriffslosen Addition von »widerständigen Potentialen«:Werktätige, Afroamerikaner, Frauen, Schwule, etc. sollen endlich zusammenstehen!

Was aber bleibt und was Linke sowohl von reaktionären Kritikern als auch von den subkulturellen Anhängern des bornierten Tribalismus unterscheidet, ist die Sorge um die Erfolgsbedingungen emanzipatorischer Kämpfe. Sie sehen, wie die Hegemonie essentialistischer und kulturalistischer Strömungen in den »Minderheitenbewegungen« den Herrschenden ermöglicht, ihre Programme nahezu ungehindert durchzusetzen. Sie haben den berechtigten Eindruck, daß Identitätspolitik und Multikulturalismus zu Waffen in den Händen der Bourgeoisie geworden sind. Wenn einige Linke, die sich mit der »Ethnisierung der Weltarbeitskraft« (Wallerstein) nicht abfinden wollen, angesichts der tribalistischen Entpolitisierung selbst in ein konservatives Lamento über das heterogene Szenario verfallen, so hat das mit theoretischen Unklarheiten zu tun: Daß im Vakuum der Universalismuskritik Ersatzprogramme wie Identitäts- und Traditionskult aufblühen konnten, die schon wieder neue Katastrophen in sich tragen, ist nicht schlechthin dem Beharren auf Differenz geschuldet, sondern der Tatsache, daß die widerständige Grenzziehung so formuliert wurde, daß der Staat mit einem gesetzlichen »Artenschutz« darauf reagieren konnte, der dem kapitalistischen Geschäft nicht weiter im Weg steht, die Individuen aber als Träger kollektiver Wesenheiten festschreibt.

Der antirassistische Widerstand in den USA hat die Linke in anderen Ländern immer schon beschäftigt. Ende der 60er Jahre, als Apo-Gruppen Kontakte zu Gleichgesinnten in den US-Kasernen aufnahmen und Aktivist/inn/en der Black Panther Party hier auf Teach-Ins sprachen, kam es zu einem regen Austausch, der von wenigen Gruppen bis heute aufrechterhalten wird. Insgesamt aber ließ das linke Interesse Mitte der 70er Jahre nach. Die Panthers waren zerschlagen, und die »weiße« US-Linke wurde so staatstragend wie die Mehrheit der bundesdeutschen nach 1977. Rassismus und Antirassismus in den USA wurden in Deutschland erst gegen Ende der 80er Jahre wieder zum Thema – zunächst für popkulturelle Szenen, die durch Rap damit konfrontiert wurden und darauf völlig unvorbereitet waren. Ganz ähnlich ging es auch der Restlinken, als sie einige Zeit später auf die Veränderung in den USA aufmerksam wurde und dabei auf ein veraltetes Wissen aus den 60er und 70er Jahren zurückgreifen mußte. Damit konnte man zwar Agit-Rap-Gruppen verstehen, die bis heute in einem Sixties-Jargon sprechen, nicht aber die Veränderungen der letzten zwanzig Jahre.

Inzwischen berichten deutsche Medien auf breiter Front hämisch von unfaßbarem »P.C.-Terror« an US-Universitäten, importieren Buchverlage poststrukturalistische Texte und superauthentische Ghetto-Literatur, kolportiert auch das Hamburger Nachrichtenmagazin Henry Louis Gates' Theorie vom »uneigentlichen Sprechen« der Rapper und debattieren Amerikanistikstudenten über den Identitätsbegriff des sozialdemokratischen Theologen Cornel West.

Von linken und subkulturellen Szenen wird die amerikanische Wirklichkeit über die Rezeption von essentialistischen oder dekonstruktivistischen Identitätsdiskursen wahrgenommen. Die Black & Cultural-Studies-Literatur trifft auf wachsendes Interesse. Die Importe sind mittlerweile zum Material einer deutschen Debatte geworden: Der Streit über die Bewertung des amerikanischen Patchwork-Modells ist zum Streit über die Beurteilung deutscher Multikulti-Politik sowie über antisexistische, antirassistische und antikapitalistische Strategien in der BRD geworden.

Der Charakter dieser Auseinandersetzung ist bemerkenswert. Die Textimporte werden eifrig dokumentiert und in Besprechungen wärmstens empfohlen. Verrisse sind bisher noch nicht aufgetaucht. Noch der offensichtlichste Opportunismus zum Beispiel einer bell hooks lockt niemanden aus der Reserve. Unliebsame Texte werden entweder ignoriert oder mit Hilfe von Kritiken anderer afroamerikanischer Autoren aus dem Feld geschlagen. Vielen Beteiligten geht es dabei nicht so sehr darum, etwas über komplexe Zusammenhänge herauszubekommen, sondern darum, das Terrain nach Fundstücken, Role Models und Konzepten abzusuchen, die sich für den eigenen Lebensentwurf und die eigene Alltagskultur nutzbar machen lassen.

Das gilt vor allem für subkulturelle Szenen. Ihr besitzergreifender Blick auf die afroamerikanische »Gegen- und Minderheitenkultur« macht sie in einem erschreckenden Ausmaß gleichgültig gegenüber dem dahinter stehenden sozialen

Drama. Im Prozeß der konsumistischen Aneignung »schwarzer« Fetischattribute verdinglichte sich das von ihnen Begehrte zum persönlichen »Orient« (im Sinne von Said), an dem schon bald keine Kritik mehr geduldet wurde. Dieses »Haben-Wollen«-Verhältnis zur amerikanischen »Minderheitenproblematik« hatte allerdings schon einen handfesten kulturrelativistischen Ausgangspunkt. Weil im gegenkulturellen Konzept einer symbolischen Dissidenz Unverwechselbarkeit schon immer positiv bewertet worden ist, wurden amerikanische »Minderheiten« (als wären sie Popszenen) von Beginn an einfach als weitere interessante Orte der Differenz wahrgenommen, an denen vor allem die »dissidenten Anteile« und ihr »Ethno-Charme« interessierten – und nicht so sehr das problematische Verhältnis von Selbst- und Zwangsethnisierung. Aus dem »taktischen« Verhältnis zur Kulturalisierung des Sozialen wurde schon bald deren Affirmation.

Vergleichbar vielleicht dem sehnsüchtigen Blick der 70er Jahre-Linken auf die Befreiungsbewegungen (die man darum beneidete, daß sie sich – scheinbar problemlos – auf Volk & Kultur beziehen konnten) werden heute US-amerikanische Identitätsdiskurse als faszinierende Angebote wahrgenommen. Es ist üblich geworden, daß Personen, die von einer »nationalen Identität« nichts wissen wollen, unter Hinweis auf den »schwarzen Widerstand« ein Recht auf regionale, lokale oder subkulturelle Identitäten einklagen. Linke Leute, die in der DDR aufgewachsen sind, problematisieren heute ihre »Ostidentität« anhand einer rigorosen Parallelisierung ihrer Lage mit der der »Schwarzenbewegung«: »Uns verbindet, daß wir geringere Chancen haben. Viel stärker wird es so den Schwarzen in den USA gehen.« Und man vergißt nicht zu erwähnen, daß es auch »schwarze Rechtsanwälte gibt«, wie es ja »auch im Osten Leute gibt, die ihren Reibach machen« (dokumentiert in »Anyp« 6/94). In linkssubkulturellen Magazinen wird inzwischen ernsthaft die Notwendigkeit »einer Art Afrozentrismus der Youth Culture« auch für deutsche Jugendliche erörtert. Mit der Begründung, in der gegenwärtigen ökonomischen Situation würden in den USA auch »nicht-schwarze Jugendliche tendenziell den gleichen Rassifizierungsmechanismen unterworfen wie der schwarze Bevölkerungsteil seit 400 Jahren«, wird Afrozentrismus als eine »auf andere Bevölkerungsteile übertragbare Strategie« diskutiert. Und da wir auch hierzulande mit amerikanischen Verhältnissen zu rechnen hätten (»das wird auch hier kommen«), ist das Plädoyer für die deutsche Variante einer spielerischen »New Ethnicity« ruckzuck formuliert (vgl. »Spex« 6+7/94).

Aus ihrer langjährigen Beschäftigung mit HipHop und der Identitätspolitik von US-amerikanischen »Minderheiten« ziehen deutsche Kulturszenen 1994 den fatalen Schluß, daß »nur Identität hilft, wo Identität herrscht«. Man will das als eine »Strategie« verstanden wissen, die sich auf Zuschreibungen nur zum Zweck von »Politikfähigkeit« einläßt. So steht es auch im »Spiegel Spezial« 11/94, in dem vom »spielerischen Nationalismus« der Subkulturen die Rede ist. In der Realität jedoch, das zeigen die Erfahrungen der »Black Nation« ebenso wie die der »Queer Nation«, sind essentialistische, anti-essentialistische und anti-anti-essentialistische »Identitäten« ununterscheidbar. Wo Kultur & Identität zelebriert werden, setzen sich »ethnische« Komponenten und nationalistische Intentionen immer wieder durch. Den wirklich Marginalisierten wird die Maske ohnehin nicht erst aufgesetzt, nachdem sie sich als Subjekte konstituiert haben, sondern sie werden bereits als rassifizierte Maske konstituiert.

Michael Hahn schrieb in KONKRET 5/94 über die »Enzyklopädie der amerikanischen Linken«;Günther Jacob schrieb in LITERATUR KONKRET Nr. 19 (94/95) über Rassismus und kulturelle Identität

Konkret 12/94, S. 30

Dieter Drüssel

Billige Masche

Hoch die internationale Zivilgesellschaft! – Die Soliszene verabschiedet sich von den revolutionären Gruppen in Lateinamerika

In Nicaragua und El Salvador, aber auch in Uruguay und Brasilien brechen zur Zeit in scharfem politischem Streit die (ehemaligen) Befreiungsbewegungen auseinander. Sie zerfallen in Gruppen, die angesichts der neoliberalen Verwüstung ihrer Länder von der Überlebensnotwendigkeit einer nicht-kapitalistischen Entwicklung überzeugt bleiben, und in solche, die den zu Wohlstand Gekommenen raten, sich innerhalb des Status quo einzurichten. In der diesen Streit begleitenden Debatte der metropolitanen Soliszene lassen sich knallharte Solidarisierungen nach rechts ausmachen.

Bezogen auf die innerlinke Auseinandersetzung in Nicaragua haben progressive Gruppen und linke Medien in der BRD, Österreich und der Schweiz bereits deutlich Partei ergriffen, indem sie mit dem Vokabular auch die Sichtweise der sich als sozialdemokratische Erneuerungsbewegung (Movimiento Renovación Sandinista, MRS) verstehenden Gruppe um Sergio Ramirez, Dora Maria Téllez und Henry Ruiz übernahmen. Ihnen zufolge stehen in Nicaragua »Orthodoxie, Stalinismus, Sektierertum, Vergangenheitsromantik, Dampfwalze, Autoritarismus, persönliches Machtstreben« gegen »Erneuerung, Diskussionskultur, Öffnung, Demokratie, Modernisierung, Anstand«. Was sich wie eine Abschrift aus einem Handbuch für die psychologische Kriegsführung gegen Linke liest, wird vom MRS und seinen Medien täglich gegen die Mehrheit des FSLN um Daniel Ortega, Mónica Baltodano, Victor Hugo Tinoco ins Feld geführt und in Westeuropa von vielen im Maßstab 1:1 übernommen.

Die aktuellen Auseinandersetzungen entzündeten sich an der Organisationsfrage, die sowohl auf dem außerordentlichen Kongreß des FSLN im Mai dieses Jahres als auch bei der darauf folgenden Neuregistrierung sämtlicher Mitglieder und den parteiinternen Wahlen auf Gemeinde- und Departmentsebene bis Ende Oktober mit einem klaren Sieg der Linken, d.h. mit einem klaren Votum gegen die Umwandlung des FSLN in eine Wahl-Partei für den Mittelstand, beantwortet worden ist. Nichtsdestotrotz machen sich relevante Teile der Solidaritätsbewegung in Westeuropa noch immer für dieses rechte Reformprojekt stark. Ihnen kam der Parteiaustritt des prominenten Pfaffen und ehemaligen sandinistischen Kultusministers Ernesto Cardenal gerade recht. Denn die Aufregung um diesen Eklat »erlaubte«, Unliebsames auszublenden: Hatte man allgemein zu Beginn der Kampagne für die Neueinschreibung der Parteimitglieder mit ca. 60.000 Interessenten gerechnet, so sind daraus schließlich 330.000 geworden, die sich anders als Cardenal entschieden haben. Sie spielten in der Debatte um die politische Ausrichtung der Partei in der Soli-Szene allerdings keine Rolle.

Die Reaktionen der deutschsprachigen Medien auf Cardenals Anschuldigungen gegen die Sandinisten (»totalitäre«, nicht »linke« Partei, Wahlbetrug) sind – egal ob sie von der Bürgerpresse, vom Wiener Soliblatt, von der »Drittwelt«-Nachrichtenagentur IPS, vom Nicabüro in der BRD kommen – austauschbar nicht nur in ihrer Parteinahme, sondern auch in dem, was sie verschweigen. Empört weiß die Solioffizialität beispielsweise unter Berufung auf allerlei schlichten Unfug vom persönlichen Machtstreben Daniel Ortegas zu berichten, während es doch in Wahrheit der sandinistischen Linken z.B. um die Verteidigung des Bodenbesitzes für die verarmte städtische und ländliche Bevölkerung geht, der durch die von Ramirez vorangetriebene Verfassungsreform angegriffen wird. Aber davon wird nicht gesprochen.

Wie im nicaraguanischen FSLN haben auch im salvadorianischen FMLN die politischen Richtungskämpfe einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Die Rechtsfraktion um Joaquin Villalobos, Ana Guadalupe Martinez und Eduardo Sancho hatte schon vor einiger Zeit klargemacht, was von ihr zu erwarten war. Sie hatte erfolgreich eine etwas gründlichere Säuberung der Armee verhindert, sich als staatsschützende Kraft gegen ihre bisherigen Kampfgenossen profiliert und sich für die Marktwirtschaft begeistert. Das Volksheer ERP hat sie allerdings tatsächlich gründlich gesäubert – von allen dissidenten Mitgliedern.

Den Bruch, der sich gegenwärtig verfestigt, provozierte der rechte Flügel des Frente, als seine Abgeordneten im neugewählten Parlament eine seither schon fast zur Gewohnheit gewordene Sitte stifteten, mit der konservativen Arena gegen den FMLN zu stimmen. Gleichzeitig eröffnete die Rechtsfraktion eine »antikommunistische Offensive«. Wochenlang attackierte sie die einzig den Gesetzen der Republik und ihrem »Gewissen« verpflichteten Abgeordneten mit Begriffen wie »Repression«, »stalinistische Gesinnung«, »Totalitarismus«, »Inquisition«, »Fanatiker«, »Ostblockparteien«. Sich selbst verstanden die Kritiker im Verbund mit dem ansonsten inexistenten Ableger der Sozialistischen Internationale, MNR, als »sozialdemokratische, zentristische Kraft«. Das linke Frente-Mitglied FPL hat nun, um die sich beschleunigende Rechtsentwicklung zu bremsen, ein Konzept für eine basisdemokratische, den Unterklassen verpflichtete Partei vorgelegt, in der es wohl politische Differenzen, aber keine festen organischen Strukturen geben soll. Dieses Konzept besagt auch, daß eine Parlamentsfraktion nicht auf eigene Faust Allianzen mit dem Gegner schließen darf – für die Rechtsfraktion eine unerträgliche Beschneidung der Meinungsäußerungsfreiheit. Verständlich, war doch die Gruppe um Sancho (Pseudonym: Fermán Cienfuegos), wie mittlerweile nicht nur zugegeben, sondern als Heldentat gepriesen wird, während des Krieges

hinter dem Rücken des Gesamtfrente mit US-Vertretern in Geheimverhandlungen eingetreten (und nach Strich und Faden aufs Kreuz gelegt worden – die versprochenen Dollars kamen nie an).

Faktisch ist die Spaltung des FMLN (bzw. genauer: die Abspaltung einer zahlenmäßig kleinen Rechtsfraktion) perfekt. Nach einer Besetzung des Parlaments und mehrtägiger Geiselnahme diverser Abgeordneter durch ehemalige Regierungssoldaten und Repressionsspezialisten (Forderung: Hilfe zur Wiedereingliederung ins zivile Leben) Ende September hatte Villalobos sowohl die extreme Rechte als auch die FPL für diese Destabilisierungsaktion verantwortlich gemacht. Damit war das Tischtuch zerschnitten. Hatte die Gruppe um Villalobos bis dato ihre FMLN-Mitgliedschaft nicht aufgeben wollen, so hält sie den Zeitpunkt für die Lancierung einer eigenen Partei nun offenbar für gekommen. Ebenso wie in Nicaragua orientiert die FMLN-Linke um die FPL demgegenüber auf eine Verstärkung der Massenkämpfe und eine Minderung (nicht Aufgabe) der Verständigungsbemühungen mit der neoliberalen Regierung.

Mit welcher Unterstützung können die rechten Gruppierungen der lateinamerikanischen Befreiungsbewegungen international rechnen? Ihr elitenorientierter Diskurs zählt prinzipiell auf die gleiche Propagandamaschinerie, die heute etwa für den rechtssandinistischen MRS operiert. Ob sich die europäischen Sozialdemokraten aber wirklich darauf einlassen, eine letztlich kaum erfolgversprechende »zentristische Opposition« gegen eine sich möglicherweise vereinheitlichende, starke Linke zu unterstützen, ist offen. (Compas des FSLN berichten allerdings von weitreichender Unterstützung der Rechtssandinisten um Sergio Ramirez durch die Friedrich-Ebert-Stiftung.) Zur Zeit wissen wir nur von einem starken Interesse der europäischen Mitglieder der SI für Villalobos und Co.

Denkbar ist immerhin eine Unterstützung durch die US-»National Endowment for Democracy« (NED), die die »Zivilgesellschaft« für sich entdeckt hat und z.B. in Haiti im Rahmen der »Demokratieförderung« für die Dominanz der »moderaten« Sektoren sorgt. In »Covert Action Quarterly« vom Herbst 94 zitiert William Robinson, Mitarbeiter des linkssandinistischen »Centro de Estudios Internacionales«, aus dem NED-»Journal of Democracy« vom Sommer 91: »Im besten Fall stellt Zivilgesellschaft eine Zwischenschicht der Regierbarkeit zwischen dem Individuum und dem Staat dar, die fähig ist, Konflikte zu lösen und das Verhalten ihrer Mitglieder ohne öffentlichen Zwang zu kontrollieren.« Robinson fährt fort: »Die Zusammensetzung und Machtbalance in einer Zivilgesellschaft in einem gegebenen Drittwelt-Land sind für die US-Interessen ebenso relevant geworden wie die Frage, wer die Regierung kontrolliert. Indem sie die Techniken der ›Demokratieförderung‹ anwandten, konnten Eliten die Zivilgesellschaft von unten und innen manipulieren. ... Unter dieser Strategie politischer Intervention ist das Ziel nicht die Regierung *an sich*, sondern jedwede Gruppe in der Zivilgesellschaft, die sich für den Wechsel engagiert: Gewerkschaften, politische Parteien, Massenmedien, Berufsverbände, Bauernorganisationen, Frauen-, studentische, Jugend- und andere Volksorganisationen.«

Vor zwei Jahren haben europäische Hilfswerke zusammen mit ihren zentralamerikanischen Partnerorganisationen, sogenannten NGOs (non-governmental organisations), eine Blaupause für eine alternative regionale Entwicklung in Lateinamerika aufgezeichnet (»Más Allá del Ajuste«, San José 1992). In dem durchaus lesenswerten, sicher nicht mit böser Absicht verfaßten Plan waren nicht nur die Aktivitäten von IWF und Weltbank vollständig ausgeblendet worden, sondern konsequenterweise auch die Befreiungsorganisationen (FMLN, FSLN, URNG). Statt dessen war ausführlich von Basisorganisationen die Rede, die jedoch, wie oft im zivilgesellschaftlichen Diskurs, nicht als real Handelnde in Erscheinung treten sollten. An ihrer Stelle erklärten sich »ihre« jeweiligen NGOs, Counterparts der europäischen Geldgeber, für die Politik ihrer Länder zuständig. Diese NGOs sind in den 70er Jahren aus von europäischen Hilfswerken (im Falle Brasiliens von der Rockefeller Foundation) finanzierten Intellektuellenvereinigungen hervorgegangen. »Es handelt sich (heute) um einen vom Ausland finanzierten, parallelen öffentlichen Sektor. Die NGOs suchen sogar die politische Plattform und stellen sich als ›Repräsentanten der Zivilgesellschaft‹ vor« (Dirk Kruijt in »Economia de los Pobres«, San José 1993).

Der Begriff der Zivilgesellschaft ist mehrdeutig. Für die zentralamerikanische Linke bedeutet er vor allem die kapillare Verteilung von Macht an andere Instanzen als Armee und Oligarchie. Im metropolitanen Diskurs scheint er jedoch vor allem eine Auflösung zentraler sozialrevolutionärer Inhalte und Strategien in eine beliebig vermehrbare Anzahl von Subjekten, Experimenten, Projekten etc. zu beinhalten. Die neuerdings bekundete Begeisterung für die Basis, verstanden als Gegenspielerin der Parteiorganisation, steht im dringenden Verdacht, bloß die Solivariante eines dubiosen zivilgesellschaftlichen Diskurses zu sein, in dem Basisbewegungen zu Projekt-Vollversammlungen und politischer Kampf zu gehobener Selbsterfahrung verkommen.

Bei genauem Hinsehen entpuppt sich die behauptete basisorientierte Neutralität der Solidaritätsbewegung als billige Masche: Tatsächlich hat sie die Argumente der Rechtstendenz längst übernommen. Gegen die Partei als verbindliche Organisation, als zusammenfassende Instanz für die sozialen und politischen Kämpfe. Gegen die, mit denen man sich doch so solidarisch fühlt. Kürzlich war in einer Solistellungnahme zu lesen, der FSLN möge zum linken Diskussionsforum mutieren. Das ist, auch wenn es wie üblich als »unabhängige« Position daherkommt, das gleiche, was Sergio Ramirez oder Joaquin Villalobos sagen. (Wobei die das weniger romantisch fassen: »Pluralistisch« gehen die internen Machtgrüppchen Allianzen von Fall zu Fall ein, das Fußvolk wankt periodisch zur Urne.) Vor allem aber kommt darin der ganze Unverstand

zum Ausdruck, der der sandinistischen Bewegung dies Unglück wünscht: eine handlungsunfähige, unverbindliche, dafür sehr sensible Schwatzbude zu werden.

Dieter Drüssel ist Mitarbeiter des Schweizer Zentralamerika-Sekretariats/Koordinierungsstelle der Solidaritätsgruppen für Nicaragua und El Salvador

Konkret 12/94, S. 32

Werner Pirker

»Die letzte Kraft des Planeten«

Wie sich Deutschlands Nationalisten einst ideologisch am Sozialismus mästeten, versuchen Rußlands gescheiterte Realsozialisten, sich am Nationalismus hochzuziehen

Dem Aufruf der Gewerkschaften zum landesweiten Protest gegen Lohnrückstände und Sozialabbau sind in Moskau und St. Petersburg jeweils etwa 8.000 Menschen gefolgt, im Fernen Osten sollen es 15.000 gewesen sein. Zwei Millionen waren erwartet worden. Fast vier Trillionen Rubel betragen die Lohnrückstände allein der Betriebe, die mehrheitlich dem Staat gehören. Doch Geld scheint kaum noch eine Rolle zu spielen. Warenproduktion, Lohnarbeit, Ware/Geld-Beziehung: Die russische Reform hat die bürgerlichen Basiskategorien zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Einkünfte aus Arbeit erscheinen als Betrug, die materielle Produktion als gefräßiger Moloch, das Geld schaffende Geld als letzte Wahrheit.

Das industrielle Proletariat lebt nur mehr in dem Bewußtsein, das Gnadenbrot zu essen. Die Enteignung des Volkseigentums war weit mehr als ein juristischer Vorgang, der als solcher das nur rudimentär vorhandene sozialistische Eigentümerbewußtsein kaum tangiert hätte. Enteignet, das heißt aus dem Reproduktionszyklus eliminiert, sahen sich große Teile der materiellen Produktion und ihre Träger, die sich als nicht verwertbar erwiesen. Die kapitalistische Warenwelt verhöhnte die sozialistischen Produzenten, die fortan in der monetaristischen Buchhaltung als »Haushaltsdefizit« erschienen.

Denn schon in der ersten Phase der Transformation hatten die Radikalreformer ihr wichtigstes Ziel erreicht: die Kapitalisierung der Verhältnisse, das heißt die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals, die Produktion von Reichtum durch soziale Enteignung. 1992 betrug das durchschnittliche Realeinkommen der Bevölkerung ungefähr 53 Prozent des Vorjahresniveaus. Durch die drastische Reduzierung der Nachfrage der privaten Haushalte stürzte die mangelhaft produzierende russische Wirtschaft über Nacht in eine Überproduktionskrise. Mittlerweile erreicht die Industrieproduktion nur noch 38 bis 40 Prozent des Niveaus von 1990. Die Betriebe, die sich auf eine zunehmende und anspruchsvollere Nachfrage orientieren wollten, müssen für schrumpfende Bedürfnisse und eine vereinfachte Nachfragestruktur produzieren. Der Handelskapitalismus erscheint Produzenten wie Konsumenten als eine drastischere Variante des Staatssozialismus.

Zudem hat die monetaristische Reform kein integriertes System kapitalistischer Lohnarbeit entstehen lassen. Geregelte Beziehungen zwischen Sozialpartnern (wie staatlich vermittelte Lohnabschlüsse und Tarifverträge) sind weitgehend unbekannt, Ansätze von Struktur- und Sozialpolitik werden als nicht marktkonform diskreditiert. Der demokratischen Publizistik ist es zur Gewohnheit geworden, die Verarmung der Mehrheit als ordnungspolitisches Gebot der kapitalistischen Transformation zu verkaufen, die lohnabhängige Bevölkerung des Parasitentums zu verdächtigen und als »Menschenmaterial« zu verstehen. Der öffentliche Sozialrassismus will den »homo sovieticus« entkollektivieren, entsozialisieren, der Idee des Gesellschaftseigentums entfremden.

Beim radikalen Umsturz der sozialen Verhältnisse war die Schocktherapie durchaus erfolgreich. Sie hat die sozialistischen Produzenten erbarmunglos den Marktgewalten ausgeliefert und die Gesellschaft insgesamt deklassiert. Eine Reformpolitik allerdings, die die Bevölkerungsmehrheit als marginal und das Industrieproletariat als sozialen Balast handelt, darf sich nicht wundern, wenn ihr die Marginalisierten als »Volksgemeinschaft« gegenübertreten.

Unter der Losung »Wir sind das Volk« war allerdings auch der Umsturz 1991 in Erscheinung getreten, dargestellt als Massenaufbruch zu einer Wohlstand für alle verheißenden Gesellschaft. Doch die allgemeine Aneignung des Staatseigentums sollte nicht stattfinden. Der fanatische Eifer bei der Verfolgung privater Interessen machte die Volksgemeinschaft von vornherein obsolet. Der Nationalismus wäre allerdings kein Nationalismus, würde er diesen Widerspruch nicht aggressiv nach außen abreagieren und »volksfremde Elemente« für alle Widerwärtigkeiten bei der Umverteilung des Eigentums verantwortlich machen. So, wie sich das Börsen- und Finanzkapital im Prozeß der Kapitalakkumulation weitgehend verselbständigt hatte, verselbständigt sich der Antikapitalismus zum Protest gegen das von »volksfremden Elementen« beherrschte Wucherkapital, zum »Sozialismus des dummen Kerls«, zum Antisemitismus.

Die spontanen Empfindungen der Volksgenossen entsprechen exakt dem Geisteszustand der gegenwärtigen Opposition, die sich nach dem Verbot der »Front zur nationalen Rettung« als »Vereinbarung für Rußland« neu konstituiert hat. In dieser Allianz gibt die Kommunistische Partei der Russischen Föderation (KPRF) den Ton an, deren Vorsitzender Gennadij Sjuganow die mit Abstand größte Reputation im national-patriotischen Lager genießt und auch von den Rechtsextremen als »Führer Rußlands« hofiert wird. Er tritt für den Sturz des »volksfeindlichen Regimes« und die Wiederherstellung der russischen Großmacht ein. Denn »auf dem Planeten sind wir heute die letzte Kraft, die fähig ist, sich der Neuen Weltordnung, der gobalen kosmopolitischen Diktatur entgegenzustellen«. Die »kosmopolitische Diktatur« entstammt ebenso dem Fundus neurussischer Sagenwelt wie die »geheime Weltregierung« oder die »internationale Freimaurer-Verschwörung«. Die Implosion der zweiten Supermacht war für die Genossen mittels marxistischer Gesellschaftsanalyse offenbar nicht nachzuvollziehen. Wo sich keine historische Gesetzmäßigkeit erkennen ließ, konnte nur eine Verschwörung

vermutet werden, als deren Hauptakteur der Vorsitzende der »links«radikalen Russischen Kommunistischen Arbeiterpartei (RKRP), Viktor Anpilow, den »Weltzionismus« entlarvt: »Die ganze Welt wird von den Zionisten unterdrückt. Ihr Haß richtet sich aber insbesondere gegen Rußland und das russische Volk, deren Vernichtung das Ziel der Zionisten ist.« Für Sjuganow sind es nicht näher definierte »Russenfeinde« in der KPdSU gewesen, die mit Beginn der Chruschtschow-Periode ihre Positionen in den Medien und bürokratischen Strukturen ausgebaut hätten, um schließlich unter aktiver Mitwirkung westlicher Geheimdienste an die Macht zu gelangen.

Die russisch-nationalistische Kritik am gescheiterten Realsozialismus korrespondiert mit einem Antikapitalismus, der nur den Auswüchsen der Profiterwirtschaftung gilt. Dem raffgierigen Kompradoren-Bourgeois gegenübergestellt, sieht sich der »dem Wohl des Vaterlandes dienende Unternehmer« zum »Helden der sozialistischen Arbeit« ernannt. Zwar will Sjuganow, der zu den scharfsinnigsten Kritikern der Nomenklatura-Privatisierung gehört, keine »nationale Diktatur« errichten, sondern eine basisorientierte Legislativmacht etablieren, die geeignet wäre, die räuberische Umverteilung zu revidieren. Dennoch ist der rot-braune Schulterschluß schon vollzogen. Doppelmitgliedschaften in KP und faschistischen Organisationen wie der Gruppe um die Zeitung »Blutsverwandter Raum«, in der sich auch KPRF-Ideologen produzieren, sind keine Seltenheit.

Profitierte einst der »Nationalsozialismus« ideologisch vom Sozialismus als der damals attraktivsten Massenideologie, versucht sich nun der als Internationalismus gescheiterte Sozialismus an den Nationalismus, das gängige Kollektivbewußtsein, anzuhängen. Die Sjuganow-Strategie ist ebenso reformistisch wie russisch-fundamentalistisch, ebenso mystisch wie realistisch. In ihr finden sich das »historische Bewußtsein«, das geistige und materielle Potential des Landes, die Industriestädte und die Weltraumforschung, die Kolchosen, die großen Sportorganisationen, die Veteranenverbände und die russische Orthodoxie wieder. Sie hat ihre Ansprechpartner in den verelendeten Massen und jenen Eliten, von denen erwartet wird, daß sie »den staatlichen Interessen weiterhin treu ergeben sind«. Den Hauptwiderspruch im Gegensatz zwischen den staatsverbundenen Kräften und den »kompradorischen Ausverkäufern« ortend, erscheint der »bourgeoise Liberalismus« als alleiniger Verursacher der nationalen Katastrophe.

Die tatsächlich vorhandenen Bestrebungen des Jelzin-Regimes, die Ergebnisse der wilden Kapitalisierung terroristisch abzusichern, die darauf beruhende Allianz von bürokratischer Bourgeosie und Mafia, die sich den Weg zur kriminellen Despotie freischießt, mobilisiert die Volksgemeinschaft und deren Fiktion einer völkischen Vereinbarung zwischen patriotischen Massen und patriotischen Eliten. So bewegt sich die gegenwärtige kommunistische Strategie in Rußland entlang den Ambivalenzen der postkommunistischen Situation. Ihren wichtigsten Bezugspunkt findet sie im paternalistisch orientierten Flügel der Nomenklatura, als der sich die »roten Direktoren« und die Verwalter der sterbenden Industriestädte empfehlen.

Diese aber könnten genausogut die wichtigste innere Reserve des Jelzin-Regimes und seiner Variante einer »nationalen Diktatur« darstellen. Denn längst hat die Klasse der Neurussen ihren Wunsch nach einem »respektablen Faschismus« deponiert. Die sich abzeichnende Umgruppierung der Kräfte müßte nicht unbedingt in einen scharfen Gegensatz zu den von der Mafia kontrollierten Prozessen geraten. Korporatistisch-paternalistische Betriebsmodelle könnten vielmehr in den Mafia-Strukturen ihr Spiegelbild finden. Das bürokratische Kapital hat den Staat privatisiert, das heißt zum Selbstbedienungsladen umfunktioniert, es kann ihn genausogut »renationalisieren«.

Die Refundierung der Staatsmacht auf terroristischen Grundlagen, die Erhe-bung des unkontrollierten und ziellosen Mafia-Terrors zur Staatsgewalt – genau so könnte sich die »Sammlung des Landes« auf jelzinsche, besser: auf schirinowskijsche Art vollziehen.

Werner Pirker hat soeben das Buch »Die Rache der Sowjets« (Promedia Verlag, Wien) veröffentlicht

Konkret 12/94, S. 35

Ludger Weß

Rechte Intelligenz

In den USA und Westeuropa macht eine Studie amerikanischer Wissenschaftler Furore, die einen Zusammenhang von »Rasse« und »Intelligenz« behauptet. Sie stützt sich auf »Forschungen« einschlägig bekannter Rechtsextremisten

Vor kurzem klagte Charlotte Höhn, die Leiterin des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, über Denkverbote, die der Wissenschaft auferlegt würden. So sei es zwar statistisch nachweisbar, daß es »Unterschiede in der Intelligenzverteilung« zwischen den Völkern gebe, aber man dürfe darüber nicht reden: »Zum Beispiel, daß man sagt, daß die durchschnittliche Intelligenz der Afrikaner niedriger ist als die anderer. Selbst das Wort ›Rasse‹ darf man ja nicht mehr in den Mund nehmen.«

Schneller als geahnt ist Charlotte Höhn widerlegt. So offen wie nie zuvor wird in Talkshows, Fernsehfeatures und Magazinen über die angeblich erblichen Unterschiede der Intelligenzverteilung zwischen den »Rassen«, namentlich Schwarzen und Weißen, debattiert. Der Tabubruch gelang allerdings nicht Frau Höhn, sondern zwei US-Autoren, dem Politikwissenschaftler und Publizisten Charles Murray und dem im September verstorbenen Harvard-Psychologen Richard Herrnstein. Ihr Buch *The Bell Curve*, benannt nach der charakteristischen »Glockenkurve« der Statistik, entwickelt sich zum Bestseller, nicht nur in den USA.

Das Medienecho ist gewaltig. Den Reigen eröffnete ausgerechnet die liberale US-Wochenzeitschrift »The New Republic«. Parallel zum Erscheinen des Buchs druckte sie einen Essay von Herrnstein und Murray – gegen den Widerstand der gesamten Redaktion, die sich schließlich auf den Kompromiß einließ, daß im Rest des Hefts kritische Stellungnahmen erscheinen konnten. Das »Wall Street Journal« veröffentlichte eine Zusammenfassung des Buchs, »Newsweek« machte es zur Titelgeschichte, und das Wirtschaftsmagazin »Forbes« druckte eine Lobeshymne auf die Autoren, in der ihr Buch als »intellektuelles Ereignis«, nur vergleichbar Darwins *Ursprung der Arten*, gefeiert wird, denn: »*The Bell Curve* bietet eine neue Synthese von Forschungsergebnissen, die zum Teil beharrlich über Jahre hindurch zusammengetragen wurden, und eine Hypothese von weitreichender Erklärungskraft.« Die »moral majority« der USA hat ihre neue Bibel, eine Kampfschrift, die zum Sturm auf die verbliebenen Reste der Linken und Liberalen bläst.

Um welche Thesen, um welche »Forschungsergebnisse« geht es? Herrnstein und Murray behaupten nichts weniger, als daß menschliche Intelligenz mittels Intelligenztests recht genau gemessen werden könne, daß der so gemessene Intelligenzquotient (IQ) wesentlich über gesellschaftlichen Erfolg oder Mißerfolg entscheide und schließlich, daß die Intelligenz zu 40 bis 80 Prozent erblich sei. Mit den guten genetischen Gaben seien nicht alle gleich ausgestattet: Die schwarze Bevölkerung der USA habe im Schnitt einen um 15 Punkte niedrigeren Intelligenzquotienten als die weiße. Im allgemeinen hätten Japaner und Koreaner den höchsten Durchschnitts-IQ auf dieser Welt, dann folgten die Weißen und schließlich die Schwarzen, wobei die schwarzen Amerikaner noch vor den Schwarzen Afrikas lägen.

Diese grundlegenden Behauptungen suchen Herrnstein und Murray auf 845 Seiten mit einer ganzen Batterie von Daten, Statistiken und Fallbeispielen zu belegen. Vor allem aber ziehen sie Schlußfolgerungen für die amerikanische Politik.

Beispiel Förderprogramme: Vor zwanzig Jahren wurde beschlossen, den bis dahin an den Universitäten völlig unterrepräsentierten Schwarzen bevorzugten Zugang zu verschaffen (»affirmative action«). Herrnstein und Murray halten das für unsinnig und ungerecht, da es inkompetenten Schwarzen zu unverdienten Positionen verhelfe: Warum, so sticheln die beiden unter Verweis auf den schwarzen Durchschnitts-IQ, muß es denn unbedingt Harvard sein, Columbia University wäre angemessener.

Beispiel Armut: Die Autoren fragen, ob es besser sei, arm oder schlau geboren zu werden. Die Antwort: Schlau ist besser. Es sei statistisch belegt, daß ein Kind mit hohem Intelligenzquotienten, das aus allerärmlichsten Verhältnissen stamme, als Erwachsener mit geringerer Wahrscheinlichkeit in Armut leben werde als eines, das einer normalen Umgebung entstamme, dafür aber mit einem niedrigen IQ ausgestattet sei. Ihre Folgerung: Arm zu sein, ist zu einem großen Teil genetisch bedingt.

Beispiel Kriminalität: Ein niedriger Intelligenzquotient sei, statistisch gesehen, ein Risikofaktor für kriminelles Verhalten. Acht Punkte lägen die Kriminellen unter dem Durchschnitt. Auch unter Arbeitslosen, Wohlfahrtsempfängern und ledigen Müttern finde sich ein hoher Anteil von Menschen mit unterdurchschnittlichem IQ.

Damit sind die Autoren bei der »Demographie der Intelligenz« angelangt. Bereits das Schulsystem stellt in den Augen von Herrnstein und Murray verhängnisvolle Weichen. Förderung von Benachteiligten sei teuer und helfe den Betreffenden selbst nur wenig, da die Genetik einer durchschlagenden Besserung im Wege stehe. Förderungsprogramme erzeugten permanente Frustrierung der überforderten geistig Minderbemittelten und verhinderten die Entfaltung der mit Geistesgaben gut ausgestatteten Schüler. Andererseits sorge dieses System dafür, daß jeder Begabte aufsteigen und seinen Weg machen könne, wodurch Erfolg immer mehr zu einer Sache der Genetik werde. Es kommt dann sozusagen zu einer

Schichtenbildung auf biologischer Basis: Die mit ererbtem hohem IQ steigen auf, zurück bleibt ein genetisch benachteiligter Bodensatz.

Gefördert wird dieser Trend durch die biologisch determinierte »Gattenwahl«. Hinsichtlich des IQ gilt »gleich zu gleich gesellt sich gern«. Aber, so Herrnstein und Murray: Gebildete, d. h. Menschen mit einem höheren IQ, entschließen sich erst später zur Vermehrung als die ungebildeten, und sie haben auch weniger Kinder. Durch die größere Kinderzahl und schnellere Generationsfolge der Dummen (lies: überwiegend der Schwarzen) kommt es zu einer Veränderung »der nationalen Verteilung von Intelligenz«. Die Dummen werden immer mehr, zumal noch so viele unterdurchschnittlich intelligente Einwanderer hinzukommen.

Eine komplexe Gesellschaft mit einem fallenden Durchschnitts-IQ müsse aber, um die wachsende Schicht am unteren Ende der Skala bei Laune zu halten, immer mehr Geld in die Wohlfahrt stecken, die moralischen Standards ständig senken und immer primitivere Formen von Unterhaltung und Zerstreuung tolerieren, also genau das tun, was die verunsicherte weiße Mittelschicht bereits am zeitgenössischen Amerika heftig beklagt. Ist das nicht alles Beweis genug, daß der prophezeite »dysgenische Effekt« schon seit ein paar Jahrzehnten wirksam ist? Ist also eine Lösung in Sicht?

Herrnstein und Murray glauben, daß diese Lösung vor allem darin bestehen muß, den »dysgenischen Trend« aufzuhalten, indem man minder intelligente Frauen, d. h. vor allem Schwarze und alleinstehende Mütter, an der Fortpflanzung hindert – zunächst über die Streichung der Unterstützung für junge ledige Mütter. Zudem müsse man zurück zu einer Gesellschaft mit einem »Platz für jedermann« – mit einfacheren Vorschriften und klaren Regeln, einer nachvollziehbaren Rechtsprechung – hart, aber gerecht – und einem für alle sichtbaren Zusammenhang zwischen Leistung und Belohnung. Die Ehe müsse wieder zu einer geachteten, staatlich bevorzugten Institution werden, deren Aufgabe in der Aufzucht und Versorgung von Kindern bestehe. In einer solchen Idylle ist dann der Cop an der Ecke auch wieder der geachtete Freund und Helfer, und die Nachbarn helfen sich gegenseitig über die nicht so guten Zeiten.

Bleibe hingegen alles beim alten, so werde sich eine Gesellschaft entwickeln, in der sich eine immer größere Kluft zwischen einer »kognitiven Elite« mit entsprechendem Reichtum und den genetisch Zukurzgekommenen auftun werde. Dann drohe ein »Vormundschaftsstaat«, so der Orwellsche Euphemismus der Autoren für den totalitären Staat: Straflager für Kleinkriminelle, elektronische Überwachung von straffällig Gewordenen, Internierung von »geistig inkompetenten Erwachsenen«, Zusammenführung der »Unterklassen« in geschlossenen Wohnbezirken, kurz: »Wir denken an eine mit high tech und etwas mehr Aufwand ausgestattete Version der Indianerreservate für eine beträchtliche Minderheit der Bevölkerung«.

Wie steht es nun um das wissenschaftliche Fundament der *Bell Curve*, von dem »Newsweek« behauptet, es stelle in einem »überwältigendem Ausmaß die wissenschaftliche Hauptströmung« dar, und von dem der »Spiegel« schreibt, es basiere auf »Erkenntnissen ..., die unter den Psychologen als gesichert gelten«?

Die Autoren selbst scheinen da nicht so sicher zu sein. Sie seien über Veröffentlichungen gestolpert, die den »Reiz des Verbotenen« hätten. »Einige der Dinge, die wir für diese Arbeit lesen«, so Murray gegenüber einem Reporter der »New York Times«, »verstecken wir buchstäblich, wenn wir in Flugzeugen und Zügen unterwegs sind. Wir schauen nur heimlich in diese Sachen rein.«

Kein Wunder. Eine Analyse des Anmerkungsapparats zeigt, daß für die zentralen Aussagen über die Erblichkeit der Intelligenz und insbesondere der IQ-Unterschiede zwischen den »Rassen« ausschließlich Autoren zitiert werden, die seit Jahren rassistisches Gedankengut pflegen, sich von rechtsgerichteten Studienstiftungen aushalten lassen und wegen ihrer wissenschaftlich fragwürdigen Methoden als äußerst umstritten, wenn nicht sogar als wissenschaftlich völlig indiskutabel gelten.

Im zentralen Kapitel 13, betitelt »Ethnische Unterschiede der kognitiven Fähigkeiten«, ist Richard Lynn der Kronzeuge der Autoren, dicht gefolgt von Arthur Jensen. Ein Drittel der im gesamten Kapitel zitierten Literatur stammt von diesen beiden Autoren. Lynn, 1930 geboren, ist Psychologieprofessor an der Ulster University in Coleraine, Nordirland, und wird den Lesern als »führender Forscher auf dem Gebiet rassischer und ethnischer Unterschiede« vorgestellt. Lynn vertritt seit Jahren die Theorie, die weiße und die gelbe Rasse seien deswegen intelligenter als die Schwarzen, weil sie in den kalten Wintern der letzten Eiszeit einem starken selektiven Druck in Richtung höherer Intelligenz ausgesetzt waren. Ein ähnlich glücklicher Darwinscher Mechanismus habe die Juden so überragend intelligent gemacht: »die wiederkehrenden Verfolgungen, die vermutlich von den jeweils intelligentesten vorausgesehen werden konnten, so daß sie ihnen entkamen«. Lynn, Mitglied der britischen Eugenics Society, trat verschiedentlich dafür ein, Kranke und Arme »im Interesse einer Verbesserung der genetischen Qualität der Bevölkerung« an der Fortpflanzung zu hindern.

Aber nicht nur solche Äußerungen desavouieren Lynn. Charles Lane, Redakteur bei »The New Republic«, ist den von Herrnstein und Murray zitierten Studien Lynns über die Intelligenz der Afrikaner im Detail nachgegangen. Lynn bastelte den Durchschnitts-IQ der Schwarzafrikaner aus elf Studien zusammen, die zwischen 1929 und 1991 mit völlig unterschiedlichen Methoden zu ganz und gar unterschiedlichen Zwecken durchgeführt wurden – fünf davon unter den

Bedingungen des Apartheidsystems, das beständig um Rechtfertigung für die Ausgrenzung der Schwarzen bemüht war. Ähnlich pseudowissenschaftlich agierte Lynn bei der vergleichenden Ermittlung des IQ britischer, japanischer und amerikanischer Schüler: Eigene Untersuchungen an 178 zufällig ausgewählten japanischen Schulkindern wurden mit 13 Jahre älteren Studien verglichen, die nach ganz anderen Kriterien an 64.000 amerikanischen bzw. 10.000 britischen Schülern vorgenommen wurden.

Publiziert wurden beide Untersuchungen in der rassistischen Zeitschrift »Mankind Quarterly«, die 1960 gegründet wurde, um der Theorie von der Überlegenheit der weißen Rasse ein Forum zu verschaffen. Die Zeitschrift, in der alte und neue Nazis veröffentlichen, hat allerlei Verbindungen zu neonazistischen Organisationen wie etwa der Northern League, die den »Interessen, der Freundschaft und Solidarität aller teutonischen Nationen« gewidmet ist. Seit 1978 ist der umstrittene Kieler Anthropologe Hans Wilhelm Jürgens Mitherausgeber des Blattes. Finanziert wird es vom Pioneer Fund, der 1937 von dem Textilfabrikanten Wickliffe P. Draper aus Interesse an der Eugenik und aus Sympathie für deren Nazispielart gegründet wurde. Die Stiftung verfolgt seither das explizite Ziel, die menschliche Rasse, insbesondere die weiße Bevölkerung der USA, zu verbessern. Während sie in den vierziger Jahren die Rückführung der Schwarzen nach Afrika forderte, tritt sie heute gegen die Integration der Schwarzen ein und finanziert Projekte der Verhaltensgenetik und Sozialbiologie in großem Umfang. Wegen der eindeutig rassistischen Orientierung beschloß die Leitung der Delaware-Universität 1991, daß vom Pioneer Fund grundsätzlich keine Forschungsgelder angenommen werden dürften.

Ebenso wie Lynn und »Mankind Quarterly« erhielt auch Arthur Jensen, der zweitwichtigste Kronzeuge der *Bell Curve*, substantielle Beträge des Pioneer Fund. Jensen, Jahrgang 1923, ist wie Lynn häufiger »Mankind Quarterly«-Autor und vehementer Verfechter der These, daß Schwarze dümmer seien als Weiße. 1969 erregte er Aufsehen mit einem spektakulären Artikel im »Harvard Educational Review«. Dort behauptete er, die von Johnsons »Krieg der Armut«-Programm eingeführte Vorschule für Kinder aus armen Familien sei nutzlos, da Intelligenz zu 80 Prozent erblich sei. Zuletzt machte Jensen 1991 von sich reden, als er eine Korrelation zwischen langen Beinen, Reichtum und Intelligenz behauptete.

Neben Jensen und Lynn führt die Bibliographie insgesamt 17 »Mankind Quarterly«-Mitarbeiter an, davon zehn, die sich als Herausgeber oder im wissenschaftlichen Beirat betätig(t)en. Sie sind aber bei weitem nicht die einzigen Rassisten, auf die sich *The Bell Curve* beruft. Im Anhang 5, der das Kapitel 13 über die IQ-Unterschiede der Rassen ergänzt, werden beispielsweise Studien des kanadischen Entwicklungspsychologen J. Phillippe Rushton herangezogen. Rushton vertritt die Auffassung, daß sich Weiße, Asiaten und Schwarze hinsichtlich Intelligenz, Fleiß, Hirn- und Genitalgröße, Sexualität und Vermehrungsstrategien unterscheiden. Mehr Hirn heißt für Rushton kleinere Genitalien und umgekehrt: »Eine Art Kompromiß: Mehr Hirn oder mehr Schwanz. Man kann nicht alles haben«, äußerte er im Oktober in einem Interview mit dem »Rolling Stone«-Magazin. Schwarze hätten die kleineren Hirne und seien auf Sex und Vermehrung aus, Weiße und Asiaten auf Familiengründung und Qualität der Reproduktion. Rushton hat ständig Ärger mit seiner Universität, zuletzt, weil er Testpersonen nach der Größe ihrer Genitalien befragte und wissen wollte, wie weit sie ejakulieren könnten. Murray und Herrnstein: »Rushtons Arbeiten sind nicht die eines Spinners oder intoleranten Menschen.«

Alles »Mainstream-Wissenschaft« und »gesicherte Erkenntnisse« also. Bleibt die Frage, warum die von der amerikanischen Rechten so enthusiatisch begrüßte *Bell Curve* von der Linken so unkritisch hingenommen wird. Vor zwanzig Jahren wurden ähnliche Vorstöße von Herrnstein, Jensen und anderen mit Bürobesetzungen, tätlichen Angriffen und Streiks auf dem Campus quittiert. Aber angesichts der schlimmen Zustände in den sozialen Notstandsgebieten der USA ist jetzt offenbar auch bei der Linken eine lähmende Ratlosigkeit eingekehrt. Eine deutsche Übersetzung des Buchs ist in Vorbereitung. Noch darf geraten werden, welcher Verlag sich dieses Buch für wieviel gesichert hat, und auch, welche Reaktionen es hierzulande provozieren wird. Die bisherige Berichterstattung läßt Schlimmes ahnen. Selbst die »Süddeutsche Zeitung« phantasierte bereits über einen »wahren Kern« des Buchs und orakelte: »Dann könnte man sich in der Tat eine Reihe kostspieliger Sozial-Programme sparen und überhaupt den ganzen Kampf gegen die Ungerechtigkeit in der Gesellschaft aufgeben. Dann könnten die Sozial-Reformer einpacken.«

Ludger Weß schrieb in KONKRET 9/94 über die Geschäfte mit der Welternährung

Konkret 12/94, S. 38

Kunst & Gewerbe

Verdienter Kulturarbeiter I

Im faschistischen Badezimmer heißt das neue Buch von Greil Marcus. Anders als in *Lipstick Traces*, wo Marcus Punk im Kontext einer Geschichte der Avantgarden beschrieben hatte, geht es hier um eine alltäglichere Perspektive: Das Buch versammelt 85 kürzere Texte, die zwischen 1977 und 1994 enstanden sind. Marcus konzentriert sich darin weniger auf strukturelle Zusammenhänge als auf handelnde Subjekte, Konzerte, Songs. Diese Form betont seine den Leser mitreißende Herangehensweise, die das Wesentliche, die Wahrheit meist im Detail, in einem Moment der Musik sucht. Mit diesem Buch kann man begreifen, was das beschleunigte Singen dreier Silben von Bruce Springsteen mit Politik zu tun hat und warum richtiges Musikhören eine Verbesserung des Lebens bedeutet.

Greil Marcus: *Im faschistischen Badezimmer. Punk unter Reagan, Thatcher und Kohl.* Rogner & Bernard bei 2001 1994, 600 Seiten, 39 Mark

Michael Nauert

Verdienter Kulturarbeiter II

Seit zehn Jahren moderiert KONKRET-Autor Klaus Walter montags abends auf HR 3 die Musiksendung »Der Ball ist rund«. Am 24.11. findet in der Frankfurter Batschkapp die verdiente Geburtstagsparty statt, auf der Blumfeld und die Freiwillige Selbstkontrolle dem Jubilar ein Ständchen bringen, der das musikalische Verständnis zahlloser junger Hessen mit seiner stets geschmacksicheren Musikauswahl entscheidend gefördert hat.

Ausschnitte aus Konzert und Party werden in derJubiläumssendung am 5. Dezember auf HR 3 zu hören sein. Selbst die Verantwortlichendes Hessischen Rundfunks hatten ein Einsehen und spendierten zwei zusätzliche Stunden Sendezeit, so daß der Ball für diesesmal, statt wie gewohnt um 23.00 Uhr, bereits um 21.00 Uhr rollen kann.

Verdienter Kulturarbeiter III

Nachdem er meint, mit Public Enemy erreicht zu haben, was zu erreichen war, will Chuck D. zum Jahreswechsel neue Betätigungsfelder suchen. »USA Today« zufolge will der Rap-Pionier sich künftig um die wirt-schaftliche Seite des Musik-Biz sowie um die Organisation politischer und sozialer Strukturen in den Ghettos kümmern. Damit dürfte die Deutschland-Tournee im Dezember eine der letzten Gelegenheiten sein, P.E. live zu erleben.

Verdienter Kulturarbeiter IV

(Natural Born Sissy) Wer die Hosen voll hat, dem geht der Mund über. Und einer der die Hosen gestrichen voll hat, ist der Martin Walser, weil er nämlich fürchtet, daß die Jakobinergarde der politisch korrekten Tugendterroristen unter Führung des straflüsternen Moralgiganten Fritz »St. Just« Raddatz kommt und ihm den Hals bricht. In Deutschland – auf das Walser so stolz ist, zu dem zu bekennen er sich jedoch nicht mehr traut – ist nämlich die freie Rede unmöglich geworden. Deshalb muß Walser vieles verschweigen, um der Welt zu entsprechen, was ihm jedoch leichtfällt, weil er schon im Dritten Reich gelernt hat, die Erwartungen seiner Lehrer und Pfaffen zu erfüllen.Hat nicht der Raddatz letztes Jahr erst dem Heiner Müller und der Christa Wolf das Dichten untersagt, und hat nicht der Habermas dem Heidegger mangelndes Schuldgefühl vorgeworfen, und das ausgerechnet in der »Zeit«, und waren da nicht noch der Jenninger, die Kerstin Kaiser-Nicht und besonders der Heitmann, der nicht Bundespräsident werden durfte, weil ihn die »Süddeutsche Zeitung« im edlen Historikerstreit zu einem Correctness-Spagat gezwungen hat? Überhaupt – so Walser im »Spiegel« vom 7.11. – ist es durch die zwei Diktaturen irgendwie eine deutsche intellektuelle Spezialität geworden, anderen vorzuwerfen, sie gestünden die deutsche Schuld oder die ei-gene Verstrickung in diese Diktaturen nicht deutlich genug ein, nicht reuig genug.

Aber Walser wäre nicht Walser, schleuderte er nicht den Tabuzüchtern im Dienste der Aufklärung quasi vom Karren herab, der ihn zum Richtplatz fährt, ein trotziges Je-mehr-ihr-das-Sagbare-ritualisiert-desto-lebendiger-wird-drinnen-die-freieRede entgegen. Aufsehenerregend scheint allerdings nicht zu sein, was da drinnen immer lebendiger wird. Das Man-kann-uns-uns-selbst-überlassen-so-inkorrekt-wie-wir-sind kennt man von Schäuble, und jeder Naziskin kann es besser formulieren. Deshalb sind auch Walsers Befürchtungen, durch selektives Zitieren werde aus seiner Rede ein rechtsextremer Horrortext gemacht, gänzlich überflüssig. Keine Angst. Niemand wird Martin Walser für einen Rechtsextremen halten. Bestenfalls für einen senilen Feigling.

Verdienter Kulturarbeiter V

Der Frank Schirrmacher ist schon eine arme Sau. Da hat er jahrelang über Macht und Einfluß verfügt, sich eine ihm genehme Literatenklasse heranzuzüchten, und wie wird es ihm gedankt? Der Heym – vor noch nicht allzu langer Zeit von der »FAZ« durchaus gehätschelt – gilt ihm exemplarisch als einer, der sich als Anwalt einer höheren Sittlichkeit empfindet, in Wahrheit aber zur Korrumpierung der kulturellen und geistigen Maßstäbe nachhaltig beigetragen hat. Wo er recht hat, hat er recht. Auch daß große Teile der literarischen und publizistischen Klasse heute noch mental in der Weimarer Republik des Jahres 1932 leben, würden wir unterschreiben, stammte dieser Satz nicht von einem, der den Libero abschaffen will, um den Mittelläufer wieder einzuführen.

Dennoch braucht Schirrmacher nicht zu verzweifeln. Ganz umsonst hat er nicht gelebt. Immerhin hat das von ihm verantwortete Feuilleton zwei veritable Widerstandskämpfer (VK IV und VII) gegen den letzten Obrigkeitsstaat auf deutschem Boden hervorgebracht, als welchen er die Republik des Geistes outed. Was heißt hervorgebracht. Dem ideologischen Fundamentalismus entrissen, ihnen den totalitären Affekt ausgetrieben, als Werwölfe ins letzte Gefecht gegen Zwerenz Grass-heyms moralische Anmaßung und eschatologisches Sendungsbewußtsein geschickt. Darauf kann Schirrmacher stolz sein. Und wer weiß: vielleicht erklärt ihm der Seibt ja eines Tages, wie die Viererabwehrkette funktioniert.

Verdienter Kulturarbeiter VI

Am Ende der Pißrinne angelangt ist Peter Schütt. In der »Jungen Freiheit«, der »FAZ« Jr. gewissermaßen, durfte der ehemalige Parteidichter der DKP am 28.10 1994 inmitten aufstrebender Salonfaschisten über die Erneuerung des Islam räsonieren, einen Euro-Islam fordern und ganz im Geiste Schirrmachers darauf hoffen, daß, wenn Ramzy bei Werder Bremen nicht mehr Libero, sondern Mittelläufer spielt, der Club of Rome unter Berufung auf den Koran dem Raubbau am Rasen des Giuseppe-Meazza-Stadions ein Ende macht.

Konkret 12/94, S. 40

Barbara Kirchner, Dietmar Dath

Bucky bleibt der Beste!

Richard Buckminster Fuller (L 1983) war Designer/Denker & das, was Erfindermythen ein »Universalgenie« nennen. Seine Taten und Ideen machen ihn in Wissenschaft und neuen Subkulturen zum Objekt anhaltenden Interesses. Rechtzeitiger Hinweis auf seinen 100.

»Alsdann wird man es auch nicht an den besonderen Nachrichten fehlen lassen, die zur richtigen Beurtheilung des Standes und Gebrauches der Instrumente nur immer erforderlich sein könnten.«
J.W. Goethe, »Naturwissenschaftliche Einzelheiten«

»Licht und Finsternis, sicher der schreiendste, entschiedenste Gegensatz in der Natur ...«
Fr. Engels, »Dialektik der Natur«

»Bucky«, um den es hier gehen soll, war vielleicht kein Sozialist, und wir sind (überflüssig, das hier zu erwähnen) Sozialisten, aber: Was für ein Leben der hatte! Bravo!

Richard Buckminster Fuller, der viel (und zwar viel Großartiges) hinterlassen hat, lebt nicht mehr – aber das hätte man so schon 1983 schreiben können, denn damals starb er, siebenundachtzig Jahre alt. Richard Buckminster »Bucky« Fuller, der viele (und zwar viele wichtige) Sätze gesagt hat, wäre 1995, im kommenden Jahr also, einhundert Jahre alt geworden, aber das ist wieder so eine naturwüchsig-bewußtlos-betriebsblinde Absurdität feuilletonistischen Sprechens: »wäre geworden«, na, was kann man sich davon schon groß kaufen. Im neuen Walt-Disney-Film »König der Löwen« sagt der junge Löwe zum alten Affen: »Du kanntest meinen Vater?«, worauf der weise Affe punktgenau zurückgibt: »Falsch. Ich *kenne* deinen Vater.«

In genau diesem Sinne kennen wir Richard Buckminster Fuller, und in genau diesem Sinne wollen wir ihn etwas bekannter machen. Obwohl also Jubiläen gern denen überlassen bleiben sollen, die sich einen Distinktionsgewinn von abrufbereit memorierten Geburts- und Sterbedaten versprechen, wollen wir hier erläutern, warum wir glauben, daß es für vernünftige, edel, hilfreich und gut gesonnene Menschen nur einen einzigen Grund gibt, 1995 nicht als das Bucky-Jahr zu leben, zu begreifen und zu feiern, und dieser einzige Grund wäre die lahme Entschuldigung, nicht zu wissen, wer das eigentlich war. Also hurtig, bevor wieder allzuviel Ereigniswichtigtuerei dazwischenkommt.

Es gibt in einer Welt des Staatsverbrechens, Betrugs, der Serienproduktion von Angst und der kommerziellen Werbung für Haß, einer Welt nämlich des Kapitalismus, Rassismus, Sexismus und der Scheiße, für alle Gegner derartiger Plagen bestimmt Wichtigeres als einen ziemlich restlos wahnsinnigen Ingenieur, Designer, Mathematiker (genauer: Erfinder einer Geometrie), Schriftsteller, Wirtschafts»philosophen«, Sprachtheoretiker, Evolutionsforscher, Architekten, Erfinder, Eigner von fünfundzwanzig Patenten, Träger von siebenundvierzig Ehrendoktoraten und Empfänger zahlloser Preise (darunter die bescheuerte »United States Medal of Freedom«, die sonst nur an Verbrecher oder Handlanger von Verbrechern geht und nicht an Leute wie ihn, der sich stets geweigert hat, die Abkürzung »CIA« anders zu verstehen als als Siegel für »Capitalism's Invisible Army«, eine seiner typischen flirrenden dichterischen Ideen), Autor von über zwanzig Büchern, von denen jedes einzelne durchgeknallter ist als das vorhergehende, Geographen und schließlich Gegenstand des »Experiments Versuchskaninchen B« (B stand für Bucky). Wichtigeres gibt es als dieses Experiment, aber wenig Lustigeres.

Das Experiment, das Fuller mit sich selbst anstellte und mit dem er dokumentieren wollte, »was einem intelligenten Menschen im zwanzigsten Jahrhundert alles passieren kann«, begann im Jahre 1917, und im Gegensatz zu einem anderen Experiment, das im selben Jahr begonnen wurde und dokumentieren sollte, was einer intelligenteren Gesellschaft als den bisher bekannten im 20. Jahrhundert alles passieren kann, zeitigte der Großversuch »Kaninchen B« eher ermutigende Ergebnisse, was daran gelegen haben mag, daß Bucky im Gegensatz zu den Helden des Sozialismus keine Moderne nachholen mußte, sondern eine eigene Geschichte erfinden konnte, die sich sogar verkaufen ließ. Der Kaninchenversuch endete mit dem Tod des Tierchens Bucky, ist aber bis ins kleinste verewigt in den Buckminster-Fuller-Archives in Gestalt von 2.500 Originalzeichnungen/Blaupausen/Entwürfen/Graphiken, ca. 3,5 Millionen Seiten irgendwelcher Arbeitsdokumente, Manuskripte, Vortragsniederschriften und Korrespondenzen, über 10.000 Fotos und Dias, ganz vielen Kilometern Film, 1.800 Stunden Ton- und Videoaufnahmen und Unmengen von Kram, Krempel, Gerümpel, Schrott, Tand, Schund, Zeug und Objekten. Erwähnten wir, daß Bucky wahnsinnig war?

Im Laufe unserer Recherchen für diese Würdigung ging uns allmählich auf, daß es mit Bucky ähnlich zugeht wie mit den vieldiskutierten ganz kleinen Sachen (»Teilchen«) in der Physik, die man nicht in den Mund nehmen und nicht zwischen den Fingerkuppen rollen kann, sondern nur aus ihren Wirkungen erschließen. Bucky war einfach überall. Nicht nur taucht in jeder zweiten Computergrafik in irgendwelchen Technovideoclips ein geodätischer Dom Fullerscher Art auf, nicht nur reden bekloppte Ökoheinis vom »Raumschiff Erde« (ein Begriff, den Bucky gewiß nicht deshalb erfunden hat, damit ein

Wastl von Bündnis 90/Grüne dem Kapitalismus beim Verschleiern hilft, indem der Wastl von der warenproduzierenden Gesellschaft, die der wirkliche Feind ist, auf die Waren ablenkt, die angeblich der Feind sein sollen), nicht nur beruft sich Benoit Mandelbrot, der Irre mit den »Fraktalen«, in seiner »Fraktalen Geometrie der Natur« auf Bucky, wenn er (Mandelbrot) das Konzept fraktaler Gitter erklärt, nicht nur scheint das wegen räumlicher Eigenheiten nach Fuller benannte C 60-Zeug (von Chemikern »Buckminsterfullerene« getauft) auch die pragmatischeren unter den Chemikern völlig wahnsinnig zu machen – nein, *überall* finden wir ihn, seit wir angefangen haben, zu sammeln (»Sammeln, Sammeln, Sammeln!« definierte Bucky einmal in einer Vorlesung den Begriff der Intelligenz, nur um sofort hinzuzufügen: »Aber damit meine ich nicht Kapitalanhäufung. Jedenfalls nicht das, was als Kapital verstanden wird. Sammeln ist nur sinnvoll, wenn man das Gesammelte *sehen* kann, also lautet die *zweite* Bedingung für Intelligenz nach der Bedingung des Sammelns: Raushauen, Raushauen, Raushauen! Verbreiten, Verbreiten, Verbreiten!«).

Meeresforscher schwören auf Buckys selbstentworfene Tauchstationen, Energiesparexperten empfehlen Buckys »vierdimensionales Haus«, Virtual-Reality-Designer, die auf einmal im Schweizer Fernsehen vor unseren Augen abstruse Weisheiten erzählen, arbeiten bewußt mit seinen Sechsecken (»Die Fullersche Geometrie ist die einzige, die in Zukunft wichtig sein wird«, flötet so ein Computerspinner), oder wir stoßen völlig unvorbereitet auf eine Stelle in Andy Warhols Tagebüchern, aus der wir erfahren, daß Truman Capote ein Lunch für Fuller (»He was cute«, Warhol) veranstaltet und Bob MacBride ein Interview mit Fuller für Warhols Interview gemacht hat, das wir wirklich gerne mal lesen würden (wenn das da draußen jemand hat, bitte an KONKRET schicken). Oder wir finden beim ominösen amerikanischen »Kult-Autor« Robert Anton Wilson, daß Fuller offensichtlich wegen seines ziemlich erfolgreich verlaufenen Lebens neuerdings ein Idol von allerlei »Positiv denken«-Schwachsinnigen geworden ist, die dabei allerdings nicht berücksichtigen, daß Fullers Erfolg vielleicht weniger daraus sich erklärt, daß er positiv dachte, als vielmehr daraus, daß er überhaupt dachte und außerdem, wie schon erwähnt, das Glück hatte, daß die MACHT das Zeug teilweise unmittelbar gebrauchen konnte – die geodätischen Kuppeln beispielsweise fanden zum Teil abgewandelt Verwendung bei Radaranlagen der Nato und halfen mit, die militärisch-ökonomisch-politische Niederlage der realsozialistischen Länder herbeizuführen. Man täusche sich nicht, Wissenschaft als Ideologieträger wird eben nach cleveren (weil nicht von Militärstrategen »ausgedachten«, sondern automatisierten, selbstreproduktiven) Selektionsmodi zum Herstellen von konkurrenztüchtigen Wirklichkeitsentwürfen produziert und nicht, weil z.B. Bucky so clever war.

Der Geniebegriff ist eine Falle, das wußte Bucky. Nie könnte man über ihn so reden, wie es etwa Freud in »Eine Kindheitserinnerung des Leonardo Da Vinci« mit »seinem« Genie getan hat – eher schon ließe sich aus Bucky eine Art auf den Kopf gestellter Galilei drehen, vielleicht auf der Grundlage von Brechts *Leben des Galilei*. Dieses Stück wird ja oft als plumpsozialistisch mißverstanden, in Wahrheit ist es auf dem neuesten Stand der Theorie sozialer Systeme. Bucky war eben nicht nur prima und klasse, er war beschissenerweise mindestens genausosehr ein Opportunist und richtete sich damit ein, daß heutzutage in Natur- und Geisteswissenschaften jeder Gedanke entweder eine Lüge oder eine Kriegsmaschine hervorbringt, oder beides. Nicht zuletzt dafür, daß Bucky an dieser Front leider bei aller Kapitalismuskritik stillgehalten hat, verlieh dann ausgerechnet Ronald Reagan unserem Mann die erwähnte eklige Medaille. Nun, Bucky hat offensichtlich die seltsamsten, teilweise auch die unangenehmsten Fans (aber das kann man angeblich von Karl Marx, Judith Butler, Ice Cube, Donald Duck, Napalm Death, den Goldenen Zitronen, Toni Morrison, Michel Foucault und Astrid Lindgren genauso sagen – wo liegt der Denkfehler?).

Das Geniale (und allerdings Überholte, aber laßt uns mal erzählen, wie es gewesen sein könnte) an Bucky war nun etwas sehr Pophaftes: Wenn Foucault etwa hinging und das Denken über Sexualität und Verwandtes vom angeblich allein wichtigen Hauptwiderspruch »Triebunterdrückung« bewußt entfernen wollte, so arbeitete Bucky als Generalist an der Beseitigung eines der Hauptelemente der Selbstreproduktion eines Wissenschaftssystems, das an »Dinge« glaubte: Bucky wollte die Hauptwörter abschaffen. Da aber die »Dinge« das waren, was der das Wissenschaftssystem (inter-)penetrierende militärisch-industrielle Komplex irgendwann »Waffen« nannte oder nennen wollte, ist er gewissermaßen ein Held. Er sagte von sich nicht: »Ich bin Erfinder/Genie«, sondern: »Ich bin, so scheint es, ein Verb«, und sprach nicht von »dem Universum«, sondern nur, artikellos, von »Universum«, denn das sei ein mathematischer Prozeß, und den müsse man verfolgen, wolle man selbst begreifen, daß man ein Verb ist. Die Hauptwörter müssen weg, nur logisch, daß in Buckys »Wirtschaftstheorie« (dargelegt u.a. in *Critical Path*) das Hauptwort schlechthin weg muß, nämlich das KAPITAL. Wirtschaft solle endlich energetisch werden, oder wie Bucky das nannte: »synergetisch«.

Synergetics ist der Name für Buckys wirre Naturphilosophie, die sehr mühsam zu begreifen ist, aber einige überraschende Einsichten bietet, die den heutigen, modischen Verwendern des Begriffes (wenn etwa ein gewisser Norbert Bolz von »Mensch-Maschine-Synergie« faselt, so bedeutet das nur noch Dreck und gespreiztes Renommieren mit unverstanden Wörtern, in denen möglichst viele »y« und »ph« vorkommen sollen, weil das so medientheoretisch ist) natürlich völlig abgehen. Eigentlich bedeutet Synergetik ja ein gewisses Selbstordnungsprinzip, oder in der präzisen energetischen Formulierung des eigentlichen Synergetikers, Hermann Haken:Nichtgleichgewichts-Phasenübergänge. Aberbei Bucky bedeutet Synergetik primär das, was ähnlich nichtswürdige, aber schicke Begriffe (»Simulation«, »Cyber-«, »Interaktiv«) immer wieder leisten wollten und für ihre jeweiligen Felder auch geleistet haben: ein Bündel Spielregeln, auf deren Basis

man sich zu dem, was man machen soll (etwa als junger Designer Fuller, der bei den Firmen, die ihn beschäftigten, mit seinen Wahnideen dauernd aneckte und zunächst kommerziell der völlige Loser war), anders verhalten kann als gehorsam. Insofern ist an dem Gefasel vom »Positiven Denken« wirklich etwas dran: Das Gute an Bucky war, daß er keine Angst hatte. Keine Angst, dazwischenzureden. Keine Angst, sich in »fremde« Gebiete einzuarbeiten. Keine Angst, die »Mitte« zu verlassen. (Also sind die Feinde: Eurozentrismus, WASP-Zentrismus, bei Bucky sogar »Anthropozentrismus«, wir lesen seine bizarre Behauptung, die Delphine stammten vom Menschen ab, primär als hochinteressante soziosexuelle Trope intelligenten, wenn auch aussichtslosen Widerstands gegen unelegantes Dasein, und sagte nicht irgendwer, die Guerilla müsse sich im Volk bewegen wie der Fisch im Wasser? Siehe hier auch die unbewußt Bucky-inspirierte Delphin-Symbolik der Technokultur in Videos und auf Plattencovern. Das Entscheidende an Delphinen ist doch: Sie sind nach protestantischer Definition faul, aber nicht im kapitalistisch-einschüchternden Sinne arbeitslos: Sie pfeifen und spielen und raven. Buckys Evolutionsmodell sieht keinen Übermenschen vor, sondern einen, der sich zum von der Macht »humanistisch« gewollten »Menschen« gar nicht verhält, nicht mal als »Über-«.) In seinen Wirtschaftsphantasien erzielte er Ergebnisse, die wiederum denen des Räte-Anarchisten Silvio Gesell aus der Zeit zwischen den Weltkriegen ähnelten.

Sein größter Vorzug, die Furchtlosigkeit, ist andererseits Hintergrund all seiner Schwächen, denn wer sich vor dieser Gesellschaft nicht fürchtet, der oder die ist wirklich verrückt. Aber eben: Wie will man hassen, wo man noch fürchtet? Inwieweit aus Bucky in seinem Jubiläumsjahr wieder ideologisches Kapital geschlagen werden wird, können wir nicht vorhersehen. Sein Werk ist vielgestaltig und studierenswert. Seine Kunst war groß, aber Kunst war es keine. Neuerdings wird gefragt, ob nach dem Zeitalter der Kohle- und Erdölchemie jetzt die Epoche der Buckminsterfullerenechemie angebrochen sei. Nun ja. Die Geschichte, wie die »Buckminsterfullerene« zu ihrem Namen kamen, ist leider zu lang, um hier erzählt zu werden, sie sind jedoch ein interessantes Kapitel der allerneusten Chemie und heißen, knapp zusammengefaßt, deswegen so, weil ein Wissenschaftler, der bei ihrer Entdeckung Mitte der achtziger Jahre zugegen war, sich von ihrer vermuteten Form an die Kuppeln Fullers erinnert fühlte, von denen er Tausende von Abbildungen besaß, weil er sich für Design in einem Ausmaß interessierte, daß er dabei oft seine eigentliche Tätigkeit als Chemiker vergaß. Von diesem Mann und Fullerfan können wir alle noch was lernen. Die Abweichung von dem, was DIE von uns wollen, ist nie verkehrt.

Literatur:

R.Buckminster Fuller: *Critical Path.* New York, St. Martin's Press 1981, 14.95 Dollar

Buckminster Fuller Institute: *Buckminster Fuller: 20th Century Visionary / 1995 Calendar.* Rohnert Park, Pomegranate Calendars & Books 1994, 10.95 Dollar

Andreas Hirsch: *The Chemistry of the Fullerenes.* Stuttgart/New York 1994, ca. 40 Mark

Harold W. Kroto: »Buckminsterfullerene, die Himmelssphäre, die zur Erde fiel«. In: »Angewandte Chemie« Nr. 104 (1992)

Barbara Kirchner schrieb in LITERATUR KONKRET 94 über Amy Yamada. Dietmar Dath schrieb in LITERATUR KONKRET 94 über das Elend der Science Fiction

Konkret 12/94, S. 44

Stefan Dornuf

Mundtoter Marxist

Mit radikalen Stellungnahmen hat sich der österreichische Soziologe Leo Kofler vom Mainstream der deutschen Restlinken verabschiedet

Leo Kofler liegt im Sterben. Ein Schlaganfall hatte den österreichischen Soziologen im Mai 1991, wenige Tage nach seinem 84. Geburtstag, aus seiner Lehrtätigkeit gerissen. Bis dahin hatte er noch allwöchentlich Vorlesungen an der Bochumer Universität sowie Seminare an der Kölner Volkshochschule durchgeführt. Die Krankheit zog das Sprachzentrum im Gehirn in Mitleidenschaft, aber nicht in einem Ausmaß, daß Kofler nicht mehr hätte kommunizieren können. Im Gegenteil bestand die Tragik darin, daß sich ein äußerst reger Geist über zweieinhalb Jahre lang verzweifelt – und vergeblich – abmühte, zum angemessenen Ausdruck zu finden, bevor im Februar 94 dann das Siechtum einsetzte.

Man mag es als gnädige Fügung des Schicksals betrachten, daß Kofler den völligen Zusammenbruch jenes Gesellschaftssystems, dem seine Hoffnungen gegolten hatten, gedanklich nicht mehr hat verkraften müssen, doch ist wohl kaum zu leugnen, daß das plötzliche Verstummen dieses Mannes einer deutschen Linken gelegen kommt, die nicht erst 1989/90 den »Kapitalismus mit menschlichem Antlitz« entdeckt hat. Bei einigen seiner letzten Auftritte hatte Kofler Sand ins Getriebe ihrer Anpassung gestreut.

Wenn hier an ein paar jener Anlässe erinnert wird, so nicht nur, um Koflers Gegner von einst in den Gründen ihrer Ablehnung beizupflichten, sondern auch, um ihm zusätzlich neue Feinde zu gewinnen – jene hartnäckigen Jünger nämlich, die ihn (wie zuvor Bloch, Fromm oder den späten Marcuse) gerade wegen seiner offenkundigen Schwächen anhimmelten, für die, vorläufig und stellvertretend, die Leerformel »humanistisch« stehen darf. Wie wenig Kofler dabei an Toleranz und Pazifismus, den christlichen »Brei des Herzens« (Hegel), gedacht hatte, erhellt eine Konkretisierung im Rahmen jenes Realismus, für den sich Geschichte als »Schlachtbank der Völker« definiert, deren unerbittliches »Wer wen?« keine Ausflucht eines »Dritten Weges« zuläßt. So konnte Kofler, für die Öffentlichkeit bereits mundtot, in privatem Kreis noch seiner Empörung darüber Luft machen, daß die westliche Berichterstattung über den jugoslawischen Bürgerkrieg in ihrer gleichgeschalteten Verteufelung der Serben nahtlos an NS-Allianzen anknüpft. Auch teilte er die Hysterie über die Moskauer Putschisten des Sommers 91 nicht, sondern sah in ihnen Verteidiger sozialistischer Errungenschaften – paradoxerweise ohne sie als Gegner Gorbatschows zu begreifen. Hätte er dieses getan, hätte er sich von allen reformkommunistischen Illusionen verabschieden müssen, die einen ganzen Sozialismus statt »bloß« des halben haben zu können glaubten, während doch die Alternative lautete: ein halber oder keiner.

Ein weiteres mit der Perestroika nicht in Einklang zu bringendes Votum formulierte Kofler schon nicht mehr schriftlich, sondern bei Vorträgen über die »asiatische Despotie«, die ihm immerhin einen Boykott seiner Bücher am Wohnort Köln eintrugen und in denen er, als Quintessenz einer komparativen Strukturanalyse Indien/China, das Tienanmen-Massaker rechtfertigte: lieber einige hundert Tote als Millionen (Ver)Hungernde. (Nebenbei: Für die Mißachtung der sog. Menschenrechte jenseits der bürgerlichen Gesellschaft finden sich bei Marx, u.a. in dessen »Judenfrage«, plausible Argumente, so daß Kofler hier auf ziemlich orthodoxem Boden steht. Sein Abrücken vom Marxismus hin zu linkem Wishful thinking zeigt sich eher darin, daß er administrative Maßnahmen noch für effizient hielt, nachdem sich, in China wie in der DDR, die Sinnlichkeit des kapitalistischen Warenkosmos längst in den Köpfen kollektiv etabliert hatte.)

Mit zunehmendem Alter hat Kofler die Gewißheiten der marxistischen Orthodoxie häufiger in Frage gestellt. Der ungebrochene Optimismus, mit dem er noch in seinem Hauptwerk *Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft* (1948; 8. Auflage 1992, Dietz-Verlag Berlin) die Erkämpfung des Wahlrechts gefeiert hatte, erklärt sich aus einer doppelten Ausnahmesituation: zum einen aus der Beschränkung auf die fortschrittliche Frühphase des von Kofler untersuchten Gegenstands, zum anderen aus der Euphorie des Schreibenden angesichts der Nazi-Niederlage und der sich abzeichnenden Konstituierung eines ersten sozialistischen Staates auf deutschem Territorium. Zurückhaltender urteilt schon die *Vergeistigung der Herrschaft* (1960; 3. Auflage 1991, Materialis-Verlag Frankfurt/M.), Koflers Röntgenaufnahme u.a. der Schattenseiten der Adenauerära, das Resultat eines Jahrzehnts unfreiwilligen BRD-Exils. Das dritte und letzte seiner noch erhältlichen Bücher, die Aufsatzsammlung *Geistiger Verfall und progressive Elite* (1981, Germinal-Verlag Bochum), markiert bereits im Titel die Akzentverschiebung: Die gesamtgesellschaftliche Entfremdung hat sich – ablesbar am niedrigen Niveau verbaler Kompetenz – weiter verfestigt. Anders als die Linksparteien jedoch, die sich – zunächst in Frankreich und Italien – daraufhin von »kompromittierender« Programmatik, gar von ihrem »belasteten« Namen trennten, zog Kofler gerade den entgegengesetzten, gewissermaßen anti-antiautoritären Schluß: Wenn zwischen konservativen, liberalen und sozialdemokratischen Partein sinnvoll nicht mehr unterschieden werden kann, sollte das Wahlrecht ersatzlos gestrichen werden.

Mit entsprechend gebremstem Enthusiasmus quittierte Kofler denn auch die marktschreierische SPD/DGB-Kampagne für die 35-Stunden-Woche, die mittlerweile eher verschämt unter den Teppich gekehrt wird. Da der Marxismus rein qualitativ

operiert, vermag er sich auch nicht mit den abstrakten Quantifizierungen jener in den Kapitalismus integrierten Arbeiterorganisationen und ihrer Umverteilungspredigt anzufreunden. Die unüberbrückbare Kluft zwischen den beiden Positionen dokumentierte die Ringvorlesung 1990/91 der Ruhr-Uni Bochum und der IG Metall, »Vereintes Deutschland – Konsequenzen für eine arbeitnehmerorientierte Politik«. Säuberlich einem Bundesländer- wie Geschlechterproporz folgend und intellektuell weichgespült, beklagte dort die Linke (Johano Strasser, Karlheinz Blessing, Helga Grebing, Regine Hildebrandt) einerseits die mangelnde Wettbewerbsfähigkeit von Produkten der Ex-DDR und die dortige unrentable Fortbeschäftigung von Rentnern und anderen überschüssigen Personen und rührte andererseits die Trommel für bisher angeblich verkannte Aspekte der Flexibilisierung und für eine umweltschonende Anhebung der Benzinpreise. Kofler dagegen zog auf derselben Veranstaltung – in seinem letzten aufgezeichneten Referat – eine Analogie zwischen den vermeintlich »in einem erstaunlichen Maße ... souverän und intakt gebliebenen« 19- bis 25jährigen – gemeint sind die Wiedervereinigungsbesoffenen auf dem Brandenburger Tor, auf die die Ex-68er so große Hoffnungen setzten – und der »jeunesse dorée«, die nach dem Abflauen der Französischen Revolution Königtum und Adel, die überwundene alte Ordnung also, auf ewig zurückzujubeln unternahm.

Den Eklat, der in Bochum nur dadurch vermieden werden konnte, daß Koflers radikal abweichende Meinung in der Diskussion nicht mehr zu Wort kam, hatte es 87 bei einem von der SPÖ gesponserten »Veteranentreffen« in Wien gegeben, zu dem auch Kofler, als einstiger Lokalmatador, arglos geladen worden war. Den z.T. höhnischen Unmut seiner sozialwissenschaftlichen Kollegen erregte der Dissident mit einer retrospektiven Rechtfertigung des Hitler-Stalin-Paktes, der erst der Sowjetunion die Verschnaufpause verschafft hätte, ohne die sie noch viereinhalb Jahrzehnte später nicht in der Lage gewesen wäre, das »sozialistische Gesamtinteresse« gegen die in Stockholm neugegründete Internationale der Reaktion zu verteidigen (vgl. Kofler in: Gremliza u.a.: *Nicht links – nicht rechts? Über die Zukunft der Grünen*, Hamburg 1983).

Als ungeheure Provokation empfanden die Kongreßteilnehmer, daß Kofler sich zu der sarkastischen Frage hinreißen ließ, ob denn das Exil nicht doch ein bißchen viel Aufwand gewesen sei, wenn man sich hinterher, nach 45, ohnehin bloß dem Wiederaufbau in den Westzonen akkomodierte, philosophisch als Positivist und politisch als Liberaler, also Sozialdemokrat. Das war eine böse Spitze gegen die »Berufsjuden« (Adorno), die sich die Vertreibung nicht »verdient« hatten, sondern wegen ihrer Abstammung vertrieben worden waren. Wenn sich die »unverfängliche«, von braunen wie roten Flecken nicht befleckte Biographie kurzschließen ließe mit der Substanz eines Oeuvre, dann wäre – was offenkundig lachhaft ist – Theodor Geiger (qua Emigration) ein gewichtigerer Soziologe als Hans Freyer (qua Kollaboration), René König ein gewichtigerer als Arnold Gehlen etc. Nein, umgekehrt wird ein Schuh draus: Der kluge Konservatismus steht dem Marxismus näher als die konformistische Linke. D.h. dieser braucht oft nur die Einsichten jenes umzustülpen, damit blitzartig Wahrheit aufscheint. Das gilt für Gehlens Bewunderung der »klassischen Moderne« in der Malerei (Paul Klee, Max Ernst) ebenso wie für Schelskys »basisdemokratisches« Lob für die Arbeiter gegenüber ihren Funktionären.

Zum Ärger der Anbeter des Fetischs Proletariat ließ Kofler bisweilen nicht ohne Ironie anklingen, daß nicht Marx, sondern Helmut Kohl die Malocher liebt und, weil er sie liebt, möchte, daß sie genau so bleiben, wie sie sind: dumm. Der gesunde Menschenverstand des »kleinen Mannes« nämlich, dem sich die empirische Sozialforschung nicht umsonst mit solcher Andacht widmet, ist in der Epoche der audiovisuellen Massenmedien, verstärkt in der absoluten Reproduktionskrise des Systems (Robert Kurz), zur bloßen statistischen Legitimation dumpfester Ressentiments – bis hin zu ihrer Betätigung im Pogrom – verkommen.

Kofler gereicht es zur Ehre, daß er sich vom Nimbus der linken Säulenheiligen, Rosa Luxemburgs etwa und Gramscis, deren Popularität nicht nur ihrem frühen Tod geschuldet ist, sondern auch der Tatsache, daß sie den Opfern des Zivilisationsprozesses schmeichelten, nie (wie Mandel oder Negt) hat blenden lassen; dazu mag das Erlebnis des österreichischen Anschlusses 38 ebenso beigetragen haben wie, via Mattscheibe, das des »Remakes« ein halbes Jahrhundert später: der Montagsdemonstrationen in der Maulheldenstadt Leipzig. Die Befürchtung, daß mit der von Kant bis Brandt vielzitierten Mündigkeit auf Dauer kein sozialistischer Staat zu machen sei, war Koflers prinzipiell zuversichtlichem Naturell stets ein Graus, bildete jedoch gleichzeitig den harten Kern der von ihm aufgenommenen dialektischen Soziologie (Marx 1867, Lukacs 1923): Wenn die Entwicklung der Produktivkräfte nicht mehr zuläßt, daß eine bestimmte Klasse von der kapitalistischen Verdinglichung verschont bleibt, erscheint die Erziehungsdiktatur, die mit parlamentarisch-pluralistischen Gepflogenheiten bricht, als einzig vernünftige (Not-)Lösung. Bis zuletzt betrachtete sich Kofler daher als Anhänger Lenins, der die Räte wegen mangelnder Reife suspendiert hatte und annahm, daß die Arbeiterschaft von sich aus zu nichts als zu einem tradeunionistischen Bewußtsein imstande sei. Damit wäre zwar die Revolution ausgeschlossen, nicht aber die Konterrevolution, wie die Geschichte der Solidarnosc lehrt.

Brüskiert zeigte sich besonders die Sozialdemokratie, als Kofler in seinen Broschüren zwei peinliche Fragen aufwarf: Sollte es Zufall gewesen sein, daß jene Bewegung ihren Anfang in der ehemaligen faschistischen Hochburg Danzig genommen hatte? Mußte es nicht mißtrauisch stimmen, wenn die SPD-Sympathisanten ihre polnischen Zöglinge gerade in deren Forderung nach – in der BRD selbst verbotenem – politischem Streik anfeuerten?

Derartige Einlassungen machen verständlich, inwiefern die Verbrüderungen, die Periodika wie die »Deutsche Zeitschrift für Philosophie« oder »Utopie kreativ« Kofler 89/90 antrugen, bestenfalls der Ignoranz der jeweiligen Redakteure geschuldet waren: Wendeheroen à la Janka waren Kofler zuwider. Wenn er trotzdem als geeigneter Adressat für solch unsittliche Anträge erschien, so wegen eines »Fehltritts«, zu dem er sich – wie der ihm in vielem verwandte Wolfgang Abendroth – in der Lebensmitte gedrängt gefühlt hatte und der ihn (wie Wolfgang Harich in seinem Bloch-Nekrolog in KONKRET 9/77 schrieb) mißbrauchbar machte: sein Rückzug aus der DDR unter Ulbricht. Damals, 1949/50, waren Unvereinbarkeiten aufeinandergeprallt, weil, wer politisch agieren will, zwar eine Weltanschauung benötigt, aber keine Theorie. Wie hätte Kurt Hager, dem Kofler einzutrichtern versuchte, daß Marx die Kategorie der Totalität von Hegel geerbt hatte, diese Weisheit in der Praxis denn auch unterbringen sollen? Der SED-»Dogmatiker« hätte daraufhin den Kramladen namens Realsozialismus noch eher dichtmachen lassen können, als es die Proletarier aller (osteuropäischen) Länder schließlich ohnehin wollten, als sie sich, 141 Jahre nach Marxens Appell, vereinigten, um in die falsche Richtung zu marschieren.

Stefan Dornuf war 1977-91 erst Schüler, später Privatsekretär Koflers

Konkret 12/94, S. 46

Dietrich Kuhlbrodt

Im Weichbild der Alpen gereift

Heinz Rühmann und der Führer – eine Volksgemeinschaft stiftende Männerfreundschaft

»Heinz Rühmann: im Weichbild der Alpen gereift«, befand Edmund Stoiber, Feinschmecker und Ministerpräsident, genüßlich. Und schon zerging allen, die zur Gedenkstunde in das Münchner Prinzregententheater geeilt waren, das neu kreierte Produkt auf der Zunge: Stoiber-Rühmann, der allerdings ziemlich gereifte bayerische Weichkäse mit deutlichem Hautgout, denn hören Sie weiter, Originalton Stoiber: »Rühmann war in Bayern daheim. München hat sein schauspielerisches Talent geschult. Er ist der andere Mythos des 20. Jahrhunderts.«

Der andere Mythos? Und wer war dann der eine? Da Stoiber ihn nicht beim Namen nannte, tragen wir ihn nach: Der Führer war's, der mit Rühmann zusammen im Weichbild der Alpen reifte. Heinz & Adolf waren nicht nur gemeinsam in Bayern daheim, sondern beide hatten auch in München ihr schauspielerisches Talent von ein und demselben Lehrer schulen lassen, dem Staatsschauspieler Friedrich Basil. Die Münchner Männerfreundschaft hatte sich bereits Anfang der zwanziger Jahre entwickelt. Heinz war gerade zwanzig, und Adolf, zehn Jahre älter, seiner politischen Karriere keineswegs sicher, nahm im Parkett der Münchner Kammerspiele Platz, um »neue erlösende Kraft« zu schöpfen, wenn Heinz auf den Brettern stand.

Das energiespendende Bündnis hielt zwanzig Jahre lang. Später funktionierte die Münchner Connection dann auch in der Hauptstadt Berlin. Diesmal war es Rühmann, der sich von Hitler auftanken ließ. Im Führerhauptquartier holte sich der andere Mythos beim einen Mythos das Plazet zur Freigabe der »Feuerzangenbowle«. Hitler sagte »ja« und wischte damit die Bedenken seines Filmministers Goebbels beiseite, der durch den Film die Staatsautorität angegriffen wähnte.

Hitler sah das schon richtig. Der Mythos Rühmann war der ideale Reparaturbetrieb des Faschismus. 1943 gab's mit den ersten massiven Schäden Grund aufzumucken. Den Soldaten, denen ihre Jugend abhanden gekommen war, gab die »Feuerzangenbowle« die Möglichkeit, sich an die Streiche ihrer Väter zu halten; an der Autorität durfte gekratzt werden, da diese in den Wilhelminismus rückverlagert worden war. Nötig war lediglich, daß die Jungen sich alt und die Alten sich künstlich zu dummen Jungs machten, wobei eine entlastende Spiel-im-Spiel-Posse herauskam und weiter gekämpft werden durfte. »Wie faschistisch ist die Feuerzangenbowle?« fragt Karsten Witte. Es ist in der Tat nur eine Frage des Wie.

War Heinz Rühmann ein Nazi? Die Frage will darauf hinaus, daß kein Deutscher Nazi war, ausgenommen dieser und jener. Geschenkt. Rühmann war wohl in bequemer Einheit von Person und Werk der Inbegriff des naiven unpolitischen Deutschen. Und damit das Toppolitikum der Nazizeit. Und über sie hinaus. F.J. Strauß rühmte völlig zu Unrecht, Rühmann habe die »Wünsche und Ängste von jedermann verkörpert«, Willy Brandt pries ihn als »Liebling der Nation«, und der Literaturphilosoph Hans Maier deklarierte ihn gar zum »Volkseigentum«. Da müssen wir auf dem nützlichen Idioten Rühmann bestehen und eine Figur vor Augen führen, die stets gut zur Systemstabilisierung und Begrenzung von Folgeschäden gewesen ist. Wie kein anderer verkörperte er die Männerphantasien, die in den Faschismus führ(t)en. Klaus Theweleit hat ihre Details benannt, Thomas Brandlmeier sie in den Rühmann-Filmen aufgefunden.

Sprechend schon der Titel des allerersten Rühmann-Films: »Das deutsche Mutterherz«, 1926. Hoffnungslos postpubertierende Männer, hilflos schwankend zwischen der Mutter mit Herz und der Hure mit Votze. Die Verklemmungen lösen sich ersatz- und probeweise in Klamauk und Klamotten, aber befreit werden soll der Mann denn doch nicht, denn er wird fürs Männerbündnis gebraucht. Männerfreundschaften und mittelständische Connections – das sind Rühmann-Rollen in »Die drei von der Tankstelle«, 1930; »Der Stolz der 3. Kompanie«, »Drei blaue Jungs – ein blondes Mädel«, 1933; »Lumpacivagabundus«, 1936; »Paradies der Junggesellen«, 1939, und immer so weiter: »Schäm Dich, Brigitte!«, 1952, »Das Liebeskarussell«, 1965.

»Ich habe nie im Sinne der Nazis das geringste zu tun gehabt« – Originaldiktion Rühmann. Sehen wir zu: »Bomben auf Monte Carlo«, 1931, spekuliert noch damit, daß der wahre Deutsche sich grinsend erinnert, wie der alte Kaiser Wilhelm die Hauptstadt von Venezuela beschoß, um Zahlungstitel zu vollstrecken. Und nun also Rühmann in der Kanonenboot-Diplomatie: Die Bordkanonen haben Monte Carlo im Visier, um einen Spielbankgewinn einzustreichen. Da haben alle Zuschauer laut gelacht. Dann Rühmann in »Drei blaue Jungs«: Er wirbt 1933 für die Wiederaufrüstung; einige Jahre später schmäht er in »Die Umwege des schönen Karl« die Weimarer Republik. Und schließlich Kriegspropaganda pur in »Quax, der Bruchpilot«, 1941.

Der Staatsschauspieler Rühmann war im Frühjahr 1941 in Rechlin zum Abwehrflieger ausgebildet worden. Seine erste Flugrunde hatte er, wie Stoiber im Prinzregententheater zum besten gab, in München gedreht. Während des Ministerpräsidenten Stimme sentimental belegt war, hatte der Sprecher der Deutschen Wochenschau 1941 markig-aufgeregt getönt: Rühmann wurde der deutschen Nation als opferwilliger Kurierflieger für Führer, Volk und Vaterland präsentiert. Ja, ein Männerbündnis verband den pfiffig-naiven Komödianten der Nation auch mit dem

Generalluftzeugmeister der deutschen Luftwaffe, Ernst Udet. Der sechs Jahre ältere Fliegerkamerad war schließlich seinerseits ein Held der Nation: Generaloberst Udet war mit 62 Abschüssen einer der erfolgreichsten Jagdflieger des ersten Weltkrieges gewesen, so rühmen es noch heute die deutschen Enzyklopädien. Im Miteinander der kämpfenden und filmenden Fliegerfreunde Rühmann/Udet fanden die siegesgewissen kriegerischen Deutschen von 1941 die erlösende Kraft, die der größte Feldherr aller Zeiten schon 1925 in den Münchner Kammerspielen gefunden hatte. In »Quax, der Bruchpilot« beugt Rühmann sich der Autorität seines Ausbilders, wird befördert und zum guten Ende selbst zum Ausbilder ernannt. Großer Applaus in der Heimatstadt.

Selbstredend kam Rühmann nicht an die Front. »Ich war u.k. gestellt, weil das Publikum noch was zum Lachen haben sollte, weil es ja sonst nichts zum Lachen gab«, redete er später schön.Tatsächlich propagierte er die vom Faschismus geforderte (und ihm gern gewährte) Anpassung und Konformität. Die oben wissen, was sie tun; es kann nur besser werden; glauben wir an die Zukunft; verschließen wir die Augen und lachen in uns hinein: Die Titel der Rühmann-Filme von 1932 (»Man braucht kein Geld«) und 1931 (»Es wird schon wieder besser«) verkünden bereits die Botschaft. Wie auch der Titelschlager: »Pleite heißt das Wort ... es wird schon wieder besser, schließlich einmal muß es uns doch besser geh'n.«

Ja, die Nazis hielten sich auch mit Hilfe der Schlagertexte beieinander. Rühmann verwischte mit seinen Gesangsdarbietungen die Grenze zwischen Haupt- und Mitläufern. Denn nun – 1939, 1940 – schunkelten alle im Rühmann-Takt: »Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern!« Der im Weichbild der Alpen Gereifte vermittelte Kampfesmut direkt an sein Publikum. Von der Leinwand stieg er herunter ins Wunschkonzert, live zu Ehren der Helden von Scapa Flow (zusammen mit Josef Sieber und Hans Brausewetter), dann wieder ruff auf die Leinwand fürs »Paradies der Junggesellen« und das berüchtigte Durchhalte-»Wunschkonzert« von 1940, den »entschieden ekelhaftesten Propagandafilm des Systems« (Brandlmeier).

Auch für Rühmann bedeutete das Jahr 1945 keinerlei Kontinuitätsbruch. Der von ihm 1943/44 produzierte Film »Quax in Fahrt«, von den alliierten Militärbehörden zunächst verboten, kam 1953 unter dem Titel »Quax in Afrika« in die Kinos der Adenauer-Republik. Sein in den ersten Monaten des Jahres 1945 produzierter Film »Sag' die Wahrheit«, auf Grund gewisser Ereignisse Anfang Mai 1945, die er offenbar nicht vorhergesehen hatte, nicht fertiggestellt, wurde schon 1946 mit Gustav Fröhlich neu gedreht. »Ich würde alles nochmal so machen, wie ich es gemacht habe«, resümierte Rühmann vor seinem Tod. Für Stoiber hat er »die deutsche Identität« und den »deutschen Standort« sichtbar gemacht. Dank Rühmann, so der Landesherr, seien die Deutschen sich bewußt geworden, »Menschen eines Geistes und einer Kultur zu sein«. Hurra! Hurra! Hurra!

Dietrich Kuhlbrodt schrieb in KONKRET 2/94 über Robert Altmans »Short Cuts«

Konkret 12/94, S. 48

Ingrid Strobl

Schreckliche Befreiung

Im Mai 1920 kam der 25jährige Isaak Babel als Berichterstatter der Zeitung »Roter Kavallerist« zur Ersten Roten Reiterarmee von General Budjonnyj. Sein Erzählzyklus »Die Reiterarmee« liegt nun in einer neuen und vollständigen Übersetzung auf deutsch vor

»Er war ein kleiner, untersetzter Mann, mit einem sehr runden Kopf, an dem dicke Brillengläser als erstes auffielen. Vielleicht war es ihnen zuzuschreiben, daß auch die Augen, die er weit offen hielt, besonders rund und aufgerissen wirkten.« Elias Canetti, von dem diese Beschreibung Isaak Babels stammt, traf den sowjetischen Schriftsteller, dessen Werk er wie kein anderes der modernen russischen Literatur bewunderte, im September 1928 in Berlin. Gar nicht schmächtig habe Babel gewirkt, trotz der Brille, fügt Canetti noch hinzu, und diese Tatsache hat dem jungen Juden aus Odessa vielleicht geholfen, als er mit den Kosaken der Ersten Reiterarmee durch Wolhynien und Galizien ritt. Wohlgefühlt hat er sich trotzdem nicht, und schon gar nicht zugehörig. Am 3. August 1920, auf dem Weg nach Brody, notiert er in sein Tagebuch: »Ich bitte einen Rotarmisten um ein Stück Brot, er gibt mir zur Antwort – mit Juden will ich nichts zu tun haben, ich bin ein Fremder in langen Hosen, ich gehöre nicht dazu, bin einsam...«

Die polnische Armee MarschallPilsudskis war Ende April 1920 auf sowje-tisches Gebiet vorgedrungen und hatte Kiew erobert. Die Sowjets schlugen sie erfolgreich zurück und marschierten nun selbst bis kurz vor Warschau, wo wiederum Pilsudski sie zum Rückzug zwang. Der erfolgreiche Heer-führer Semjon Michailowitsch Budjonnyj (1883 – 1973), der im Bürgerkrieg die weißen Generäle Denikin und Wrangel geschlagen hatte, wurde von der sowjetischen Armeeführung an die polnische Front geschickt. Mit seiner Reiterarmee, die zu einem Gutteil aus Kosaken bestand, zog er durch Wolhynien, Podolien und Galizien nach Lemberg, das die Truppe nie erreichte, da sie sich im September zurückziehen mußte. Die roten Kosaken riefen im Land der Schtetl die Erinnerung wach an die Kosaken des Bodgan Chmelnickij. Die hatten sich 300 Jahre zuvor gegen den polnischen Adel erhoben und dabei gleichzeitig blutige Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung veranstaltet.

»Die Juden widerlegten das Sprichwort, das da sagt, der dritte gewänne, wenn zwei sich stritten. Die Juden waren der dritte, der immer verlor«, schreibt Joseph Roth in seiner Erzählung »Juden auf Wanderschaft«. Roth wurde 1894, im selben Jahr wie Babel, im galizischen Brody geboren, das 1648 von Chmelnickijs Kosaken niedergebrannt worden war. Im Sommer 1920 zog hier Isaak Babel mit Budjonnyjs Kosaken ein, die das Land »befreien« sollten und deren Schlachtruf, wie Babel schreibt, »Schlagt den Juden, für Rußland!« war. Am 18. Juli 1920 notiert Babel in sein Tagebuch: »Der jüdische Friedhof hinter Malin. Jahrhunderte alt, ... von Gras überwuchert, er hat Chmelnickij gesehen, und jetzt Budjonnyj, unglückliche jüdische Bevölkerung, alles wiederholt sich, jetzt diese Geschichte – Polen – Kosaken – Juden – , mit bestürzender Genauigkeit wiederholt sich alles, das Neue ist der Kommunismus.« Einen Monat später, nach Wochen »der Verzweiflung, die kam von der furchtbaren Grausamkeit, die hier keinen Augenblick lang aussetzt«, schreibt er: »Wie wir die Freiheit bringen, schrecklich.« Und wenig später: »Unterwegs, auf dem Wagen, denke ich nach, trauere um die Geschicke der Revolution.«

Peter Urban, Übersetzer und Herausgeber der Neuausgabe von Babels *Reiterarmee*, schreibt im Nachwort, Akten und Archivmaterialien, die jetzt erst eingesehen werden konnten, belegten eine »grauenvolle Blutspur«, die Budjonnyjs Kosaken hinterließen: »Die Berichte der Emissäre sprechen von Massakern, Plünderungen und Judenpogromen... Die Akten belegen, daß die gesamte Führung einschließlich ZK und Oberkommando bis in alle Einzelheiten informiert war über die Greueltaten der Reiterarmee, die, mit den Worten des Heerführers G. Ja. Sokolnikov, ›im Vorrücken die Konterrevolution vernichtet, durch ihr Verhalten in den eroberten Städten jedoch dem Wiedererstehen der Konterrevolution Vorschub leistet‹...«

Isaak Babel führte während seiner Zeit in Budjonnyjs Reiterarmee ein Tagebuch, das ihm zugleich als Skizzenbuch für den späteren Erzählzyklus diente und das heute als Kommentar zur *Reiterarmee* gelesen werden kann und sollte. Die *Reiterarmee* ist das Kunstwerk, dicht, expressiv, rasant im Tempo, ein Gegenstück zu Gogols Chmelnickij-Roman *Taras Bulba*, den Babel, als Verehrer Gogols, sicher genau kannte. In der *Reiterarmee* dominiert das fiktive »Wir«, das Kollektiv, von dessen Taten der Ich-Erzähler berichtet, ohne sie zu kommentieren, auch wenn er sich gelegentlich Sätze der Betroffenheit, des Erschreckens und des Mitleids gestattet. Das Tagebuch ist der persönliche Kommentar, hier regiert das »Ich«, das Subjekt, das mit unverhohlenem Entsetzen aufschreibt, was es täglich erlebt und mitansieht.

In der Zeitung »Der Rote Kavallerist« schreibt Frontberichterstatter Babel unter seinem russischen Namen Ljutov über ein Pogrom, das die Polen veranstaltet hatten: »Wir fanden die jüdische Bevölkerung des Städtchens bis auf das Hemd ausgeplündert, niedergemetzelt, verwundet... In ihren elenden, bis auf die Grundmauern zerstörten Hütten lagen in Blutlachen nackte siebzigjährige Greise mit zerschmetterten Schädeln, oft noch lebende Kleinkinder mit abgehackten Fingern, vergewaltigte alte Frauen mit aufgeschlitzten Bäuchen, in den Ecken zusammengekrümmt, mit Gesichtern, auf denen die wilde, unerträgliche Verzweiflung erstarrt war... Insgesamt getötet wurden 30, etwa 60 Männer sind verwundet.

200 Frauen vergewaltigt, viele bis zur totalen Erschöpfung. Um der Vergewaltigung zu entgehen, sprangen Frauen aus dem ersten, zweiten Stockwerk und brachen sich Arme, Köpfe.«

Der, um überhaupt bei den Budjonnyj-Kosaken bestehen zu können, als Russe getarnte Babel beschreibt hier plastisch die »Bestialität der Jakovlev-Banditen«. Die der eigenen Leute erwähnt er fast nur im Tagebuch, in knappen, resignierten Sätzen. Am 3. Juni 1920: »Der Pogrom von Zitomir, von den Polen veranstaltet, danach, natürlich, von den Kosaken«. Und am 11. Juli: »... das alte Lied, die Juden sind ausgeplündert, Mißtrauen, sie hatten die Sowjetmacht als Befreierin erwartet, und dann auf einmal Gebrüll, Peitschenhiebe, Saujuden.« Babels Tagebuch von 1920 wurde zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht. Es erschien 1989 erstmals in Auszügen in der Zeitschrift »Druzba narodov«. Die erste vollständige Ausgabeist die deutsche Übersetzung von 1990 – ein »trauriges Kuriosum«, wie Herausgeber und Übersetzer Peter Urban zu Recht anmerkt.

Die ersten Kapitel der *Reiterarmee* druckte die von Majakowski herausgegebene Zeitschrift »Lef« 1923 ab. Die russische Erstausgabe des Buches erschien 1926, noch im selben Jahr brachte Wieland Herzfelde im Malik Verlag die deutsche Übersetzung heraus, die Elias Canetti so tief beeindruckte, während andere, wie Kurt Tucholsky, den Wahrheitsgehalt der Erzählungen bezweifelten. Die deutsche (und österreichische) Intelligenzija wollte nur glauben, was die eigene Hoffnung bestätigte: »Man traut seinen Augen nicht«, schreibt Joseph Roth über Budjonnyjs Reiterarmee in seiner Reportage aus Grodno und Suwalki für die »Neue Berliner Zeitung«, »ein polnischer Jude redet auf einen Kosaken ein. Der Jude möchte gern einen Ledergurt kaufen, und der Kosak – weder verkauft er, noch zieht er seine Nagajka – , sondern er lächelt, lächelt... Der Antisemitismus ist offiziell nicht vorhanden. Antisemitische Auslassungen, Diskussionen, Streitigkeiten sind strafbar.« Letzeres stimmt in jedem Fall, auf dem Papier. Auch die Szene, die Joseph Roth in Belorußland erlebt hat, kann sich durchaus so zugetragen haben. Er erlebte, wie ein Kosak, ein Mensch also, von dem er auf Grund der historischen Erfahrung befürchten mußte, daß er ein Antisemit sei, sich nicht wie ein solcher verhielt. Roth freut sich über das Unerwartete, er freut sich darüber als Jude, und er freut sich als kritischer Kriegsberichterstatter, der die antibolschewistische Propaganda in Deutschland widerlegen möchte. Dem ehemaligen zaristischen Unteroffizier Budjonnyj, der es innerhalb eines Jahres zum »bolschewistischen« General gebracht hat, steht Roth eher mißtrauisch gegenüber: »Es ist sehr wahrscheinlich«, schreibt er, »daß Budjonnyj..., psychisch Subalterner von Geburt, einem System, das ihn in die für seine militärische Begriffswelt unerreichbar scheinende Generalsregion gehoben hat, aus Dankbarkeit ergeben ist.« Eine, wie die spätere Geschichte des Opportunisten Budjonnyj beweist, zutreffende Annahme.

Zutreffend sind wahrscheinlich auch Joseph Roths weitere Beobachtungen, es gibt keinen Grund, sie in Zweifel zu ziehen. Berichte anderer Korrespondenten über »bolschewistische Willkür« kommentiert er ironisch: »Daß sich die Sowjetarmee in jeder eroberten Stadt mit Bitten um Rat und Hilfe an die dort bestehenden Arbeiterorganisationen wendet, ist nur natürlich. Man kann von einer Roten Armee wirklich nicht verlangen, daß sie etwa die Vereinigung der Ritter vom Malteserorden oder einen feudalen Herrenclub um Unterstützung angehe.«

Wenn Roths Beobachtungen stimmen, sind Babels Erzählungen und Tagebucheintragungen deswegen nicht falsch. Man hielt nur im Berlin der 20er Jahre das eine gegen das andere, das Erwünschte gegen das Entsetzliche und postulierte, nur eines von beiden könne der Wahrheit entsprechen. »Die alarmierenden Nachrichten über gewaltsame und sofortige Sozialisierungen durch die russische Armee sind falsch«, schreibt Joseph Roth in seiner Reportage, »zumindest tendenziös übertrieben... Daß sich hinter dem Rücken einer erobernden Armee Räuberbanden bilden, ist... selbstverständlich. Allein diese Banden rauben eben, sozialisieren aber nicht. Richtig sozialisiert wird nur in auffallend großen Gutshöfen, wo Knechte und Mägde sich den Besitz der Herrschaft teilen.«

Babel notiert im Juli 1920 in sein Tagebuch: »Befehl von der Südwestfront erhalten, beim Einmarsch in Galizien... die Bevölkerung gut zu behandeln. Wir kommen nicht in ein erobertes Land, das Land gehört den Arbeitern und Bauern Galiziens und nur ihnen, wir kommen, um ihnen zu helfen, die Rätemacht zu errichten. Ein wichtiger und vernünftiger Befehl, werden die Marodeure ihn ausführen? Nein.« Ein paar Wochen später schreibt er: »Unsere Armee marschiert, um sich zu bereichern, das ist keine Revolution, sondern ein Aufstand der wilden Kosakenanarchie«, und: »Der Schuster von Sokal, ein Proletarier, ... hat auf die Sowjetmacht gewartet – und zu sehen bekommt er Judenfresser und Plünderer.«

Joseph Roth hat das Glück, in den paar Tagen, die er sich an einem bestimmten Frontabschnitt befindet, zu sehen und zu hören, was er gerne sehen und hören möchte: daß die Rote Armee sich benimmt, wie er es von sozialistischen Revolutionären erhofft. Isaak Babel, der von denselben Erwartungen ausgeht wie Roth, erlebt in den langen Wochen, in denen er den Feldzug der Ersten Reiterarmee begleitet, den grausamen Alltag des Krieges. Er macht keine Interviews mit Beteiligten, er ist selbst beteiligt, lebt mit Männern, denen ihr Kommandant wichtiger ist als der Sozialismus, die ihre Pferde lieben und die Juden hassen, die anrührende Lieder über ihre Heimat singen und Frauen mit einer Selbstverständlichkeit vergewaltigen, als wäre es deren Bestimmung, vergewaltigt zu werden. Roth kehrt mit den Eindrücken, die er an der polnisch-deutschen Grenze gewonnen hat, erleichtert in seine Berliner Redaktion zurück. Babel quält sich mit seinen Erfahrungen und der Frage, was die von ihm erlebte Praxis mit der revolutionären Theorie zu tun hat, die er den geschundenen Juden Galiziens predigt. In der *Reiterarmee* läßt er den Ich-Erzähler mit dem politischen

Kommissar Galin darüber sprechen: »Die Reiterarmee – sagte Galin da zu mir – , die Reiterarmee ist ein soziales Kunststück, vorgeführt vom ZK unserer Partei. Die Kurve der Revolution hat die Kosakenhorden in die erste Reihe geworfen, sie sind durchdrungen von vielen Vorurteilen, aber das ZK, mit seinen Manövern, wird sie auskehren mit eisernem Besen...« Zwischen den Zeilen spürt man die Skepsis des Autors. Im Tagebuch fragt sich Babel: »Wir sind die Avantgarde, aber wovon?«

»Sein Wunsch nach einer Verbesserung der Menschen«, schreibt Elias Canetti im zweiten Band seiner Lebenserinnerungen, *Die Fackel im Ohr*, über Isaak Babel, »war... bei ihm so wenig zu ersättigen wie bei mir, aber er (verführte) ihn nie zum Selbstbetrug. Was er über Menschen erfuhr, war unabhängig davon, ob es ihn freute, ob es ihn quälte, ob es ihn niederwarf: Er mußte Menschen erlernen.« Babel »erlernte« für seinen Erzählzyklus die Kosaken, mit denen er mehrere Wochen lang lebte. Die *Reiterarmee* ist auch ein Kosakenroman, eine quasi seitenverkehrte Fortsetzung von Gogols *Taras Bulba*. Er beschreibt ihre Pferde, ihre bunten Uniformen, ihr Heimweh nach dem Kuban oder dem Don, ihre Lieder, ihre Leidenschaften. Er läßt äußerst lebendige Menschen erstehen, webt die vielen Stränge der Realität zu einem grell bunten Stoff, sprengt die Lakonik des Tons durch expressionistische Bilder und hetzt die Leserin, den Leser im Galopp durch den Text, den man besser nach der ersten atemlosen Lektüre noch ein zweites oder auch drittes Mal liest.

Das Grundthema der *Reiterarmee* aber handelt nicht von den Kosaken, sondern von den Juden, vom jüdischen Frontberichterstatter Babel, alias Ljutov, von der jüdischen Zivilbevölkerung in den Schtetln, durch die Budjonnyjs Reiterarmee zieht, von der Verlassenheit des Ich-Erzählers unter den Soldaten. Babel eröffnet den Zyklus der Erzählungen mit der Darstellung der Opfer eines Pogroms, und er schließt ihn mit dem Tod des Rotarmisten Ilija Braclavskij, der der einzige Sohn des Rabbi Motale von Braclaw ist, des letzten aus der Dynastie der Zaddiks von Cernobyl.

Die Juden, die Isaak Babel in der *Reiterarmee* und im Tagebuch beschreibt, sind keine Idealgestalten. Babel ist nicht frei von Vorurteilen, »die Russen« bezeichnet er als faul, schmutzig und versoffen, »die Tschechen« dagegen sieht er als fleißige Menschen, deren saubere und helle Häuser ihn begeistern. »Die Juden« Galiziens und Wolhyniens erscheinen ihm schwerfällig und freudlos, ihnen fehle, nimmt der Odessaer Lokalpatriot an, die Sonne und damit die Leichtigkeit und Freundlichkeit der Menschen des Südens, konkret: der Odessaer Juden. Er beklagt die Armut und den Schmutz in den dunklen Gassen der Schtetl, und sehnt sich doch immer wieder danach, von den einheimischen Juden »enttarnt« – aufgenommen – zu werden. »Ich spreche so gern mit den Unsern – sie verstehen mich«, vertraut er dem Tagebuch an.

In der *Reiterarmee* verknüpft Babel das Schicksal der jüdischen Zivilbevölkerung mit dem des Ich-Erzählers, und beider Schicksal verbindet er untrennbar mit dem der Revolution. In der siebten Geschichte der *Reiterarmee* trifft der Ich-Erzähler in Zitomir auf den alten Trödler Gedali. Die Revolution, sagt der, verstecke sich vor ihm und sende »voraus nur immer Schießen... – Sie kann nicht anders als schießen, Gedali – , sage ich zu dem Alten, weil sie ist die Revolution... – Aber der Pole hat geschossen, mein freundlicher Pan, weil er ist die Konterrevolution. Ihr schießt, weil ihr seid die Revolution... Die Revolution ist eine gute Tat von guten Menschen. Aber gute Menschen töten nicht... Pani, Genosse, – sagt er im Aufstehen..., bringt ein paar gute Menschen nach Zitomir. Wir sind keine Ignoranten. Die Internationale – wir wissen, was ist die Internationale. Und ich will die Internationale der guten Menschen, ich will, daß jede Seele zählt und man soll ihr geben Lebensmittel der ersten Kategorie. Nimm, Seele, bitte, iß...«

In Babels »Internationale der guten Menschen« dürfen die Juden sich am Sabbat ebenso erfreuen wie an der Revolution, und am Tischa be-Aw, dem Tag der Trauer und des Fastens, der an die Zerstörung des ersten und zweiten Tempels in Jerusalem erinnert, darf kein Kosak, auch kein roter, sie zwingen, Kartoffeln für sie zu ernten und zu bereiten. In der letzten Geschichte der *Reiterarmee* läßt Babel Ilija, den Sohn des Rabbi, sterben und verlegt seine eigene Utopie in den Koffer des Ich-Erzählers: »Ich verstaute in meinem Köfferchen die auf dem Boden verstreuten Sachen des Rotarmisten Ilija Braclavskij. Hier lag nun alles durcheinander – die Mandate des Agitators und die Merkbücher des jüdischen Dichters. Die Porträts von Lenin und von Maimonides lagen nebeneinander... Die Haarlocke einer Frau lag gepreßt in der Broschüre mit den Beschlüssen des sechsten Parteikongresses, und auf den Rändern kommunistischer Flugblätter drängten sich die schrägen Zeilen althebräischer Verse.«

General Budjonnyj überlebt als Günstling Stalins die »Säuberungen« in der Roten Armee, 1973 stirbt er als hochdekorierter Held. Isaak Babel wird am 16. Mai 1939 unter dem Vorwurf der »Spionage« und »trotzkistischer Umtriebe« verhaftet, zwei Jahre später stirbt er, 47 Jahre alt, in der Lubjanka, dem Gefängnis des NKWD. Im selben Jahr überfallen die Deutschen die Sowjetunion und führen die ersten Vergasungsversuche in Auschwitz durch. Zwei Jahre zuvor, 1939, starb Joseph Roth im Pariser Exil. Die Juden von Brody, Zitomir und den anderen galizischen und wolhynischen Schtetln werden von den Deutschen, die 1941 über das Land herfallen, entweder an Ort und Stelle erschossen oder in Belzec und Majdanek ermordet.

Isaak Babel: Die Reiterarmee, 317 Seiten, Verlag Friedenauer Presse 1994, 44 Mark;

Isaak Babel: Tagebuch 1920, 270 Seiten, Friedenauer Presse 1990, 40 Mark (beide herausgegeben und übersetzt von Peter Urban);

Joseph Roth: Gesammelte Werke, Kiepenheuer & Witsch 1989

Ingrid Strobl schrieb in KON-KRET 5/94 über Leni Riefenstahl

Konkret 12/94, S. 51

Christopher Emrich

Härte des Sentiments

Chico Buarque, Star der Música Popular Brasileira, blickt zurück auf vierzig Jahre brasilianischer Entwicklung. Seine neueste CD »Paratodos« und sein Roman »Der Gejagte« reflektieren die Modernisierungshoffnungen der Fünfziger und die Entfremdungsprozesse der Diktatur. Nebenbei erinnert er daran, daß die Bossa Nova etwas mehr war als nur ein Modetanz aus der Zeit des Wirtschaftswunders

»Brasilien ist das Land der Zukunft. Und wird es immer bleiben.«
Brasilianischer Volksmund

Brasilien, ausgerechnet Brasilien. Brasilianische Kultur steht nicht gerade hoch im Kurs in Hip-Land, doch konnte der Kultur-Gourmet, wenn er denn seinen inneren Ferntourismus-Dritte-Welt-Exotik-Schweinehund für einen Moment auf die Straße schickte, spätestens auf der letzten Buchmesse feststellen, daß in diesem Land tatsächlich echte Romane geschrieben werden – und das nicht zu knapp. Schlimmer wird es, wenn wir die brasilianische Popmusik, die Música Popular Brasileira, kurz MPB genannt, betrachten. Hier stößt man sehr schnell auf ein eklatantes Dilemma: Die Stars der MPB, von Caetano Veloso, Milton Nascimento, Gilberto Gil bis zu Chico Buarque, um den es hier vor allem gehen soll, sind im eigenen Land wahlweise Volkshelden, Dichterfürsten oder Legenden, deren Songs jedes dreijährige Kind mitsingen kann – die Bedeutung eines Bob Dylan etwa für das nördliche Amerika wäre ein Dreck dagegen. Konfrontiert man hierzulande jedoch ansonsten äußerst gut informierte junge Menschen mit dem Phänomen MPB, fallen die Reaktionen ähnlich ernüchternd aus wie die Antwort Jean Genets auf die Frage einer brasilianischen Fernsehreporterin, was er denn von der brasilianischen Literatur halte: »Il y a littérature brésilienne?« Assoziationen bezüglich brasilianischer Musik bewegen sich meistens im Umfeld grauenhafter Mitsiebziger-Grünen-Parteitags-Samba-Gemetzel, der Tropicalismo gilt wahrscheinlich als neuer Softdrink, und selbst von der Bossa Nova weiß man gemeinhin wenig mehr, als daß er (!) an irgend etwas schuld gewesen sein soll.

Chico Buarque/Bob Dylan wäre jedoch eine ganz schön bescheuerte Analogie, denn im Gegensatz zu dem fast gleichaltrigen nordamerikanischen Barden, der sich mittlerweile wohl entschieden hat, seine latent immer schon vorhandene reaktionäre kulturpessimistische Seite voll auszuleben, hat Chico Buarque auch heute noch etwas zu sagen, was »Paratodos« (Aris), seine letzte Platte, sowie der kürzlichbei Hanser auf deutsch erschienene Roman *Der Gejagte* (im Original 1992 als *Estorvo* erschienen) beweisen.

Francisco »Chico« Buarque de Hollanda wurde am 19. Juli 1944 in Rio geboren und kam – bedingt durch das kreative und intellektuelle Umfeld seiner Familie (Mutter Maria Amélia war eine ehemalige Komponistin, Vater Sérgio ein bekannter brasilianischer Historiker und Autor des Geschichtsklassikers *Raizes do Brasil*, der dieser Tage als *Die Wurzeln Brasiliens* in der »edition suhrkamp« erscheint, seine ältere Schwester Miúcha heiratete später Joao Gilberto, den Sänger und Gitarristen der Bossa Nova schlechthin) – schon sehr früh mit Musik und Literatur in Kontakt. Bereits während seiner Gymnasialzeit begann er, Kurzgeschichten und Songs zu schreiben und gründete darüber hinaus als braver Brasilianer das Fußballteam »Politheama«.

Der Bau der neuen Hauptstadt Brasilia während der Amtsperiode des damaligen Präsidenten Juscelino Kubitschek (1956-60) durch den brasilianischen Architekten Oscar Niemeyer und den brasilianischen Städteplaner Lúcio Costa motivierte Buarque jedoch erst einmal dazu, sich 1963 in Sao Paulo an der Faculdade de Arquitura e Urbanismo einzuschreiben. Parallel dazu fanden erste Auftritte in Studentenversammlungen sowie bei Veranstaltungen des Fernsehsenders TV-Record statt. 1965, ein Jahr nach dem Militärputsch vom 31.3.1964, der eine 21 Jahre andauernde Militärdiktatur einleitete, begann in Brasilien die Ära der Musikfestivals. Das waren landesweit im Fernsehen übertragene Songwettbewerbe, bei denen die Bewerber live in Sportstadien oder Theatern auftraten und von einer Jury, bestehend aus Musikern, Journalisten und Leuten aus der Musikindustrie, bewertet wurden. Die Bedeutung dieser Musikfestivals in jener Zeit läßt sich jedoch nicht darauf reduzieren, Katalysator für eine spätere Karriere der Erstplazierten gewesen zu sein – in erster Linie stellten sie ein Diskussionsforum für brasilianische Kultur und Politik in Zeiten verschärfter Repression dar, eine Artikulationsfläche für dissidente, in den Songtexten transportierte Positionen, die ein großes Publikum erreichten.

Beim zweiten MPB-Festival, 1966 von TV-Record veranstaltet, teilte sich Chico Buarques »A Banda« zusammen mit einem Song des damaligen Protestsängers Geraldo Vandré den ersten Platz. »A Banda« – mittlerweile in 16 Sprachen übersetzt (deutscher Text: »Zwei Apfelsinen im Haar und an den Hüften Bananen ...«) und Bestandteil des Repertoires der Band of Irish Guards im Buckingham Palace – wurde ein Riesenerfolg und machte Chico, den Jungen mit den grünen Augen, den jede Frau heiraten wollte, über Nacht zum Star. Buarque schmiß sein Architekturstudium, wurde Berufsmusiker und gleichzeitig, wie so manches andere junge Genie, auch Opfer des Starsystems, mit dem er sich immer weniger identifizieren konnte. 1968 schrieb er das Theaterstück »Roda Viva« (deutsch: »Erschütterung« oder »Aufruhr«) über einen jungen Popstar, der von seinem Publikum im wahrsten Sinne des Wortes verschlungen wird: Während der

Aufführungen boten die Schauspieler dem Publikum »Leberstücke« ihres Stars an und machten so den Skandal perfekt. Aufführungen wurden von Rechtsextremisten gestürmt, Schauspieler verprügelt, in manchen Fällen sogar verschleppt, bis die Regierung schließlich das Stück verbot.

Während sich daraufhin eine größere Öffentlichkeit von ihm abwandte, kritisierten die neuen »Punks« aus Salvador de Bahia, die Tropicalisten um Caetano Veloso und Gilberto Gil, Buarques musikalischen Konservatismus. Selten dürfte sich ein bekannter Musiker oder Künstler innerhalb eines vergleichbar kurzen Zeitraums derart überzeugend in die Scheiße gesetzt haben. Parallel dazu verschärfte sich mit dem Ermächtigungsgesetz Nr. 5 vom 13. Dezember 1968 das politische Klima: Der Kongreß wurde aufgelöst, Bürgerrechte wurden außer Kraft gesetzt, und sämtliche künstlerischen Produkte mußten vor der Veröffentlichung der Zensurbehörde vorgelegt werden. Buarque wurde von der Militärregierung terrorisiert, gefangengenommen, verhört und unter Hausarrest gestellt; andere Musiker, wie Caetano Veloso oder Gilberto Gil, wanderten für ein paar Monate ins Gefängnis, Politiker, Künstler und Intellektuelle wurden gefoltert oder vertrieben – wie auch Buarque, der Anfang 1969 für eineinhalb Jahre ins Exil nach Italien ging.

Nach seiner Rückkehr hatte das Militärregime die Lage fest im Griff. In einem Interview mit Marianne Greber aus dem Jahre 1993 beschreibt Buarque die Situation folgendermaßen: »Was mich jedoch am meisten schockierte, als ich mich hier niederließ, war folgendes: Es war eine Diktatur, aber mit kräftiger Unterstützung der gesamten Gesellschaft. Es war keine Diktatur mit Kanonen in den Straßen, die den Menschen das aufzwang, was das Militär wollte. Nein, das war nicht so, denn man lebte damals in einer Zeit des sogenannten Wirtschaftswunders. Die Leute waren mit Geldverdienen beschäftigt – ich kam in gewissem Sinne in ein feindseliges Land zurück. Man neigt heute manchmal zur Vorstellung, daß die Lieder, die ich in jener Zeit komponierte, sich mit verbotenen Dingen beschäftigten. In Wirklichkeit aber dachte und handelte die Zensur, die das Gedankengut des Militärregimes präsentierte, in gewisser Weise in Übereinstimmung mit dem Denken unserer Gesellschaft. Es war die Zeit der Autos mit diesen Abziehbildern auf der Heckscheibe, der brasilianischen Nationalflagge etwa oder Sprüchen wie ›Brasil, ame-o ou deixe-o‹ (Brasilien, lieb es oder laß es). Das war das, was mich nach meiner Rückkehr am meisten schockierte.«

Die siebziger Jahre wurden für Buarque zu einer einzigen Auseinandersetzung mit der Zensur und zu einer Phase intensiver Arbeit an subversiven künstlerischen Praktiken unter einem repressiven Regime. Heute gibt er an, seine Songtexte aus der damaligen Zeit selber in manchen Fällen nicht mehr verstehen zu können – so sehr unterlagen sie einer notwendigen metaphorischen Codierung. Als Mitte der siebziger Jahre praktisch keiner seiner Songs mehr die Zustimmung der Zensurbehörde erhielt, hörte Buarque scheinbar auf, eigene Songs aufzunehmen und veröffentlichte statt dessen mit »Sinal Fechado« (»Rotes Licht«) eine LP, die ausschließlich aus Cover-Versionen bestand. Die Stücke stammten u.a. von Caetano Veloso, Gilberto Gil und einem unbekannten Komponisten namens Julinho da Adelaide – in Wahrheit Buarques alter ego, für den man im Pressematerial eigens eine komplette Biographie erfunden hatte, die auch noch in Form von Interviews mit befreundeten Journalisten eine Zeitlang untermauert werden konnte. Obwohl die Zensoren schnell mißtrauisch wurden, fiel der Trick erst auf, als die Tageszeitung »Jornal do Brasil« das Pseudonym entlarvte – seitdem müssen der Zensurbehörde neben den Texten auch die Personalpapiere der Verfasser vorgelegt werden.

Buarque wurde zum Symbol des kulturellen Widerstands, zur Konsensfigur jedweder dissidenten Haltung, auf die sich nach der Lockerung der Zensur im Jahre 1975 der Wunsch nach expliziten politischen Stellungnahmen konzentrierten. Seine enorme Popularität hatte ihn während der repressivsten Phase der Militärdiktatur zum meistzensierten brasilianischen Autor gemacht. Dori Caymmi, Sambalegende aus Bahia, resümiert die Gefahr, die die Militärs in Buarque erkannten, zutreffend: »Mit Chico kam ein totaler Lyrismus des Textes, eine Kapazität, die Massen anzusprechen mit sprachlich erstklassigen Texten, mit einer unmittelbaren und blitzartigen Wirkung. Alle seine Lieder sind populär. Als Poet ist er von größter Bedeutung für unsere Generation.« Buarque entzog sich einer möglichen Vereinnahmung und hörte zwischen 1976 und 1988 sogar völlig auf, Konzerte zu geben, wandte sich verstärkt dem Theater und Film zu, schrieb zahlreiche Theaterstücke, das Musical »Opera do malandro«, Filmmusiken (u.a. für »Bye-Bye Brazil«), eine Novelle und 1992 seinen ersten Roman.

Der Gejagte, eine Allegorie auf die brasilianische Gesellschaft und besonders das dekadente Großbürgertum, war in Brasilien sofort ein Riesenerfolg. Geschildert wird das tage- und nächtelange alptraumartige Umherirren eines namenlosen Ich-Erzählers durch die Straßen und Plätze eines bedrohlichen und düsteren Rios. Die scheinbare Unmotiviertheit und Absurdität seiner Handlungen und Gedankengänge verraten einen von jeglichem sozialen Kontext losgelösten, seiner reichen Familie, seiner Frau und sich selbst entfremdeten Charakter. In stakkatoartigen Sätzen wird der Leser an die Gedanken dieser merkwürdigen Existenz gebunden und in einem sich ständig beschleunigenden Tempo fortgerissen. Die in Buarques Werk oftmals vorhandene filmische Komponente tritt in diesem mitunter an einen überdrehten Antonioni-Film erinnernden Roman besonders zu Tage. Immer weniger gelingt es dem Protagonisten, Traum und Wirklichkeit auseinanderzuhalten: »Ich wache auf und weiß nicht, ob ich zu wenig oder zu lange geschlafen habe. Es ist halb eins, aber ich weiß nicht, welcher Tag.« Von blinder Hast und dem einzigen halbwegs konkretenWunsch, Ballast abzuwerfen, das drückende Leben abzuschütteln, getrieben, schlittert er am Ende in die Katastrophe.

Auf Buarques Roman trifft das gleiche zu, was Diedrich Diederichsen einmal über Captain Beefhearts Malerei geschrieben hat: Seine Bedeutung tritt, mißt man sie an Buarques Musik, in den Hintergrund, nicht weil sie nicht genügen würde, sondern weil die Musik immer größer war und sein wird.

Mit »Paratodos«, Chico Buarques erster in Deutschland erschienener Platte, schließt sich der Kreis zu den Anfängen seiner Karriere, zur Bossa Nova, zum gehauchten, ätherischen Gesang eines Joao Gilberto und zu den harmonischen Finessen eines Antonio Carlos Jobim, der auch hier nach langer Zeit zum ersten Mal wieder an einem Stück mitgewirkt hat. »Paratodos« ist eines der reifsten mir bekannten Werke eines mittlerweile fast fünfzigjährigen, immer noch bis über beide Ohren kreativen Genies, und wenn schon Vergleiche her müssen, dann darf es hier allenfalls Neil Young sein – ebenfalls einer, der seit den Sechzigern in Würde überlebt hat.

Wie ehedem schwelgt Buarque in ungewöhnlichen Harmonien und Dissonanzen, auch wenn es sich hierbei selbstverständlich um die geschmackvollsten handelt, die man sich vorstellen kann – »Songconnaisseure« wie Paddy Mcaloon von der Band Prefab Sprout würden »die Härte des Sentiments« dazu sagen. Denn die Relevanz brasilianischer Musik erschöpft sich nicht darin, den Soundtrack für dissidente Weltausbeutungszusammenhangshymnen zu liefern, und selbst wenn ein Chico Buarque sich auch heutzutage noch entschieden zur kubanischen Revolution bekennt, bleibt klar, was die MPB im allgemeinen und Chico Buarque im speziellen auszeichnet: hauptberuflich die schönste Musik der Welt zu sein.

Chico Buarque: Paratodos. Aris-Ariola 1994

Chico Buarque: *Der Gejagte*. Hanser 1994, 144 Seiten, 29,80 Mark

Claus Schreiner: Música Popular Brasileira. Verlag Tropical Music, Marburg 1985, 365 Seiten, 34 Mark

Christopher Emrich schrieb in LITERATUR KONKRET 94 über den US-amerikanischen Schriftsteller Don Delillo

Kasten auf Seite 53

Die Bossa Nova

Fast alle MPB-Stars und ganz besonders Chico Buarque beziehen sich in Interviews immer wieder nachdrücklich auf die Bossa Nova. Die Bossa Nova (Neue Welle) war nicht nur ein musikalischer Stil oder Sound, sondern eine sozio-kulturelle Revolution, die vom Cinema Novo über Architektur, Literatur, Grafik bis zur Musik reichte. Brasilien erlebte in den fünfziger Jahren ein kleines Wirtschaftswunder, die Fußballnationalmannschaft wurde 1958 in Schweden zum ersten Mal Weltmeister, und des brasilianischen Präsidenten Kubitschek Motto lautete: »Fünfzig Jahre Entwicklung in fünf Jahren« – kurz: optimism ruled o.k.

Die musikalische Seite der Bossa Nova verdankt sich dem Zusammenwirken dreier genialer Persönlichkeiten: des Komponisten Antonio Carlos »Tom« Jobim, des Dichters und Diplomaten Vinicius de Moraes sowie des Sängers und Gitarristen Joao Gilberto. Jobim schrieb die Songs für Vinicius' Stück »Orfeu da Conceicao«, einer auf brasilianische Verhältnisse bezogenen Adaption des Orpheus und Eurydike-Mythos. Die Aufführung des Stücks im Jahre 1956 mit der Musik von Tom Jobim und einem von Oscar Niemeyer entworfenen Bühnenbild wurde ein Riesenerfolg und diente dem französischen Regisseur Marcel Camus als Vorlage für seinen Film »Orfeu Negro«. 1959 erhielt »Orfeu Negro« den Hauptpreis beim Festival in Cannes und machte die brasilianische Originalmusik weltweit bekannt: Luiz Bonfás »Manhà de carneval« etwa verkaufte sich millionenfach.

Obwohl die Hochzeit der Bossa Nova nur von 1958 bis etwa 1964 andauerte, war sie von eminenter Bedeutung. Die Sängerin Nara Leao resümierte: »Wir können die brasilianische Musik in Zeiträume vor und nach der Bossa Nova einteilen.« Tom Jobim, der eine klassische Musikausbildung bei dem Freiburger Schönberg-Anhänger Hans Joachim Koellreuter genossen hatte (»Ich konnte ein Stück im Zwölftonsystem schreiben, aber Brasilien mit all seinen Rhythmen war mir wichtiger«), berauschte sich an allen nur denkbaren ungewöhnlichen Harmonien und integrierte Einflüsse von Jazz bis zu klassischer Musik in seine auf einem reduzierten Samba-Rhythmus basierenden Kompositionen. Handelte es sich bei Jobim um den Kopf der BN, war Joao Gilberto deren Stimme. Seine gehauchte, vibrationsfreie Stimme (frustrierte Plattenproduzenten verglichen ihn schon mal mit einem Bauchredner) und sein synkopiertes, »stotterndes« Gitarrespiel vollendeten die musikalische Form eines typischen Bossa-Songs.

Anfang der Sechziger ließen sich zahlreiche in Brasilien tourende nordamerikanische Jazzmusiker von der Bossa Nova anfixen. 1962 veröffentlichte der Gitarrist Charlie Byrd (»Jobim ist der bedeutendste Komponist populärer Musik in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts«) zusammen mit dem Saxophonisten Stan Getz eine Platte auf dem Jazz-Label

Verve namens »Jazz Samba«, u.a. mit den Jobim-Kompositionen »Desafinado« und »Samba de uma nota só«. Das Album stieß bis an die Spitze der Billboard-Charts, verkaufte sich hunderttausendfach und blieb, ungewöhnlich für eine Jazz-Platte, über siebzig Wochen in den Charts. Von nun an ging Bossa Nova wie Acid Jazz hoch drei, Kritiker sprachen von »Bossa-Nova-Platten, die durch Fenster und Dielenritzen hereinströmten«, es gab Bossa-Krawatten, Musikstile wie Soul Bossa Nova oder Boogie Woogie Bossa Nova, Kubitschek wurde zum »Bossa Nova-Präsidenten«, und von Ella Fitzgerald über Ray Charles bis zu Elvis Presleys »Bossa Nova Baby« hatte nahezu jede US-amerikanische Musikgröße bis Mitte der Sechziger einen Bossa Nova-Hit.

Klar, daß daher der kreative Anspruch schnell zum musikalischen Klischee verkam; was bleibt, sind jedoch unzählige großartige Jobim-Kompositionen wie »Triste«, »Insensatez« oder »Chega de saudade«, von denen eine reichen würde, um tausend grauenhafte SWF 3-nachtmusikmäßige Bossa-Imitationen aufzuwiegen – selten hat seither ein einzelner Ton diesseits von Steely Dan oder Prefab Sprout wieder so genau gewußt, warum es ihn gab.

Konkret 12/94, S. 54

Klaus Walter

Blau-weißer Masochismus

Assauer gegen Kremers gegen Möllemann. Schalke 04 – die Schlammschlacht als Gesamtkunstwerk

»Das Parkstadion in Gelsenkirchen ist das einzige in der Bundesliga, wo man auch auf der Haupttribüne eine faire Chance hat, eins auf die Fresse zu kriegen, wenn man im falschen Moment jubelt.« Sagt ein Fan des VfL Bochum, der es wissen muß und deshalb nicht genannt sein will.

»Das ist völlig hirnrissig. In Köln und in Duisburg sitzen ebenso viele Hools auf der Haupttribüne, besonders an den Rändern, von wo sie gut Leuchtraketen in den Fanblock des Gegners schießen können.« Entgegnet Petra Klein von der Schalker Fan-Initiative e.V., hervorgegangen aus der Gruppe »Schalker gegen Rassismus«.

»Mit normaler menschlicher Logik kann ich das nicht erklären«, erklärt sie ihre Schalke-Faszination und spricht dann vom »blau-weißen Virus«, der nicht an bestimmten Spielern festzumachen sei. Im richtigen Leben ist Petra Klein Konzernbuchhalterin. »Schalke ist ein Drecksverein«, meint Andreas Lampert, Begründer von »Erwin«, dem Fanzine der Offenbacher Kickers, benannt nach dem legendären Torjäger Erwin Kostedde. Andreas' Schalkehaß geht zurück auf den Bundesliga-Schiebungsskandal 1971, von dem die Schalker sich schneller und nachhaltiger erholt haben, als die ebenfalls involvierten Kickers, die noch heute in der Regionalliga dümpeln. Besonders perfide findet Andreas, daß die lange gesperrten Schalker Skandalsünder nach ihrer Begnadigung ausgerechnet auf dem Bieberer Berg erstmals wieder spielen durften. Darin sieht er ein weiteres Indiz für die jahrzehntelange Kampagne des Deutschen Fußballbundes gegen die Kickers.

Eher feinsinnig, ja ein wenig geschmäcklerisch erklärt Christopher Emrich, Mitbegründer von »heaven sent« und KONKRET-Autor, sein Schalke-Faible. Er sei nun mal in Mainz groß geworden, mithin fehle die »natürliche« lokale Anbindung, und das naheliegende Kaiserslautern läge ihm fern. Zudem habe er sich in den Siebzigern nicht einem der beiden herrschenden Modelle – Bayern oder Gladbach – anschließen wollen, sondern habe schon immer das Abgelegene gesucht.

Und dann schwärmt er mit todernstem Gesicht von »Helden wie Lütkebohmert« (»Aki« Lütkebohmert, vor ein paar Jahren an Knochenkrebs gestorben, war in den 70ern der Fleißarbeiter im Schalker Mittelfeld, der Schalker Hacky Wimmer quasi, bloß daß die Knappen über keinen Netzer verfügten).

Thomas Hüser von »Radio Essen« versteht Schalke als »permanentes basisdemokratisches Beteiligungsmodell«, was natürlich für den Fußball insgesamt gilt (80 Millionen Bundestrainer; 80 Millionen Hooligans). Die ewigen Querelen und Skandale bedienen, so Hüser, einen spezifischen »blau-weißen Masochismus«, worunter man wohl eine lokalkolorierte Variante von Underdog-Klassenbewußtsein zu verstehen hat. In Gelsenkirchen – so der Mythos – ist die Bindung der Menschen an den Verein inniger, der Kontakt zu den jeweiligen Protagonisten der Schlammschlacht intimer als anderswo. Hier bekommen Fünfundzwanzigjährige die silberne Anstecknadel, weil sie als Schalke-Mitglied getauft wurden.

Die Königsblauen. Der Proleten- und Polackenverein. In den Dreißigern kamen die Polacken der Arbeit wegen in den Ruhrpott und trugen Namen, die heute noch klingen wie aus dem letzten Polacken-Tatort vom ORF, »Ostwärts« betitelt, wo man sich öffentlich-rechtlich davon überzeugen konnte, daß alle Polen Gauner sind, weshalb auch der Name des Santa-Fu-flüchtigen Geiselnehmers Gerhard Polak in den allermeisten Fällen »Pollack« ausgesprochen wurde.

Koslowski, Szymanek, Burdenski, Matischak, Pyka, Kuzmierz, Libuda, Abramzcyk, Gawliczek, Nigbur, Slomiany, Sobieray und natürlich Szepan und Kuzorra, die verschwägerten Dirigenten des legendären Schalker Kreisels der dreißiger Jahre, der so ging: »Der Ball kam nie zur Ruhe, er wurde ständig angetippt, alles war in Bewegung, es war eine moderne Verkörperung der alten griechischen Philosophen Weisheit *pantha rei* – alles fließt.« Auch das Geld floß nirgendwo in Deutschland so früh wie auf Schalke, weil der Legende nach dort die besten proletarischen Fußballer an der Arbeit waren und deshalb die meisten Zuschauer anzogen. Unvergessen die Fotos, auf denen jugendliche Zuschauer auf dem Tor hocken. Nein, nicht auf dem Stadion-, nicht auf dem Marathon-, sondern auf dem Fußballtor. Die Spieler jedenfalls setzten eine Beteiligung an den Einnahmen durch. Diese Führungsrolle an der proletarischen Fußballfront hinderte die Schalker Idole Szepan und Kuzorra allerdings ebensowenig daran, sich für den deutschen Faschismus zu begeistern, wie die polackischen Namen der beiden Fußballgenies die deutschen Nazis daran hinderten, sich diese zunutze zu machen.

»Für uns, ganz besonders für mich, kam nun ein ganz besonderer Augenblick: Ich stand vor Mussolini. Auge in Auge mit dem Duce, oben wehen die Farben des Reiches. ... Da stand ich als ›kleiner‹ Schalker, der Mann aus dem ›Kohlenpott‹, auf einmal vor Italiens Regierungschef, um eine Ehrung für Deutschland zu empfangen, eine Ehrung, die schließlich Adolf Hitler zukam, aus dessen Geist wir gespielt haben und immer besser spielen werden« (Fritz Szepan, zitiert nach Schulze-Marmeling).

Bis heute verhindert diese mißliche Geschichte, daß die traditionssatte Glückaufkampfbahn nach Ernst Kuzorra benannt wird. Denn dort, in der alten Glückaufkampfbahn, wo heute nur noch die Amateure spielen, da ist Schalke zu Hause. Dort, so erzählen Schalkisten, sind die alten Schalker. Das Parkstadion ist trotzdem voll.

Die elf Fußballspieler in den blauen Trikots, die mit verzweifeltem Einsatz ihre bescheidenen fußballerischen Mittel zu kompensieren suchen, sind natürlich nicht der Grund, warum regelmäßig an die Sechzigtausend ins Parkstadion pilgern. Jeder einzelne Spieler ist sehr viel weniger als ein Elftel der Mannschaft. Die Mannschaft ist alles. Außer dem blöden Olaf Thon, diesem ewig kessen Jungen mit dem kecken Lachen und den notorisch lustigen Sprüchen, dessen beste Zeiten lange vorbei sind und sowieso immer nur aus den drei Wochen bis zur nächsten langwierigen Verletzung bestanden, außer Thon also spielen bei Schalke derzeit nur Durchschnittskicker. Aber zu Madonna geht ja auch keiner wegen der Stimme.

Schalke atmet Historizität ein und wieder aus, die Fans kaufen mit der Eintrittskarte nicht die Nähe zu Linke, Scherr und Eigenrauch, sondern: den Hauch der Geschichte. Und wenn auf dem Spielfeld, wie meistens, nix los ist, dann eben hinter den Kulissen, was bei Schalke natürlich nie wirklich dahinter heißt. Eher im Gegenteil. Schalke, das heißt Schlammschlacht als flüssiges Gesamtkunstwerk in Permanenz. Wesentlicher Bestandteil dieses Gesamtkunstwerkes ist die Religion. Das Fanzine der »Schalker gegen Rassismus« heißt »Schalke unser«, und »an Gott kommt keiner vorbei, außer Libuda« lautete über Jahrzehnte das elfte/erste Gebot am »Schalker Markt« (wo immer der nun wieder sein mag). Reinhard Libuda ist bis heute mein Lieblingsspieler. Der größte Dribbler, der in der Bundesliga spielte, obwohl er weder den »Übersteiger« so perfekt beherrschte wie Hannes Bongartz und Heinz Flohe noch den modifizierten Übersteiger, den sie nach seinem Erfinder den »Kostedde-Shuffle« nannten. Wenn Stan Libuda in Stimmung war, dann schien er derart spezielle Tricks gar nicht zu benötigen. Dann war er der Trick. Allerdings war Libuda schon damals oft genug nicht in Stimmung, und viele seiner Verehrer versichern heute glaubwürdig, bereits damals etwas geahnt zu haben von dem Drama Libuda, das folgen sollte: viel Genie, wenig Effizienz auf dem Fußballplatz, eine eigene Trinkhalle, Suff, Verarmung und dann noch Kehlkopfkrebs. Eine Johnny Thunders-Karriere.

Überhaupt Karrieren. Der drittletzte (Stand 3.11.94) Präsident, Günter Eichberg, wurde zum »Sonnenkönig« und »Halbgott in Weiß« stilisiert. Wobei der »Halbgott« dieser religiösen Metaphernkette geschuldet ist. Denn Eichbergs »Privatkliniken« verhalten sich zu dem Krankenhaus, dem Werder Bremens Präsident Dr. Böhmert vorsteht, wie lotterlebige Schönheitsfarmen zu altehrwürdigen Universitätskliniken. Eichberg spielte überzeugend die Rolle des emporgekommenen Bonvivants, der immer ein wenig zu teure Stoffe über der immer ein wenig zu gebräunten Haut trug, darin seinem Amtskollegen Matthias Ohms aus Frankfurt ähnlich, der seinerseits in diesen Tagen Hauptdarsteller seiner very own Schlammschlacht unter dem Arbeitstitel »Die Diva und die Hure« ist. Was Osram Heynckes darüber denkt, das können wir nur ahnen.

Schalke 04 trägt Legenden vor sich her, die stärker und langlebiger sind als die jeweiligen Protagonisten, oder anders gesagt: Das Modell Schalke zieht mit einer tödlichen Zwangsläufigkeit immer wieder diejenigen Protagonisten an, die willens sind, die alten Legenden weiterzutragen bis zum nächsten Ruin. Nach Eichbergs Pleite und dem vorzeitigen Ableben des Schweinefabrikanten Tönnjies heißen die Hauptdarsteller Helmut Kremers, der sich mit einer ghostwritten Brandrede zum Präsidenten qualifizierte, die im Wesentlichen aus einem hochromantischen BVB-Diss bestand, und Rudi Assauer, diese zweilichtige Manager-Travestie mit dem öligen Charme eines Ruhrpott-Piccoli. Auf den allerdings lassen die »Schalker gegen Rassismus« nichts kommen. »Assauer, Trainer Berger und die Mannschaft unterstützen unsere Arbeit voll und ganz«, sagt »Schalke unser« – Petra Klein. Dagegen ist Supermarkt-Chopper Möllemann, dem schon bei Preußen Münster keiner glaubte, daß er »Geld von den Scheichs« aus dem Arabischen für den Verein auftreiben würde, jetzt gänzlich unten durch. Außer im »Kölner Studentenviertel«, wo »Möllemann – die Wirtschaft« eine der Hip-Adressen ist, wenn man der »jungen Welt« glauben darf.

Und dann ist da immer noch Charly Neumann, der ewige Tanzbär der Tartanbahn, der losheulen kann wie ein Schalker Schloßhund, sobald nur eine Kamera in Sicht ist. Er ist stets für eine Überraschung gut. Wie Schalke. Vielleicht heißt die nächste Präsidentin Elisabeth Mölle-Neumann.

Klaus Walter schrieb in KONKRET 10/94 über die Hamburger Band »Blumfeld«

Konkret 12/94, S. 56

Jimmy Hartwig, Elke Wittich

Stehaufmännchen

Jimmy Hartwig ist fast eine Legende. »Besatzungskind«, hochgearbeitet bei den Offenbacher Kickers, deutscher Meister mit dem HSV, Trainer bei Sachsen Leipzig. Gefeuert, Drogenprobleme, Kehlkopfkrebs. Den hat er überwunden, und jetzt hat er ein Buch geschrieben.

Und so sieht es aus, wenn ein Fußballer keinen Rhethorikkurs besucht hat. Im Gegensatz zu den schönfärberischen, todlangweiligen Büchern seiner Kollegen sagt Hartwig die Wahrheit – im Hartwigschen Sinne jedenfalls. Elke Wittich hat sich auf der Buchmesse mit Hartwig unterhalten.

Herr Hartwig, wie fühlt man sich als Buchautor?

Geil! Schön – ich weiß nicht, ichmuß erstmal mit fertig werden, ich bin gestern hier reingekommen und hab nur Bücher gesehen... Ich hab zu Hause drei Bücher stehen, gut, mehr schon, aber so mal übertrieben. Da kommste hierher und hast Millionen von Büchern hier rumhängen und deins. Es gibt 26.000 Neuauflage, und meins ist dabei. Also das ist schon eine Sensation.

Haben Sie es selbst geschrieben?

Ich habe das Buch bis zur Hälfte selber geschrieben, dann hab ich auf Kassette gesprochen, und dann hatte ich ne Hilfe, weil dann ging gar nix mehr. Da war ich leer, ausgelaugt, weils doch sehr anstrengend ist, alles aufzuschreiben und drüber nachzudenken, wieder im Computer im Kopf nachzusehen, wie wars damals. Ich bin dankbar für die Hilfe, ich gebs wenigstens zu, die anderen sagen, sie haben selber geschrieben.

Sie schildern, wie sich der Vater eines Freundes in den Kopf schießt, nicht richtig trifft und jetzt geistig behindert ist. Mußte das sein?

Das hat er ja gemacht, stimmt ja. Geschossen an der Birne vorbei, seitdem ist er deppert im Schädel. Natürlich hab ich die Namen geändert, der hat drei, vier Kinder mit der Frau gehabt, auf einmal läßt sie sich von einem andern umlegen. Soll ja vorkommen. Ich mein, vielleicht hat er nicht mehr das gebracht, was sie sich vorgestellt hat, gut, da hat er versucht, sich... und eben vorbeigeschossen. Gott sei Dank hat er vorbeigeschossen, Gott sei Dank andersrum. Jetzt läuft er rum und wird von jedem veralbert. A net schlecht.

Sie haben es nicht gerade darauf angelegt, sich beliebt zu machen.

Das ist mir klar, das Buch kann keinem recht sein, weil alle Menschen meinen, sie können ihr ganzes Leben lang immer ihre Geheimnisse verbergen und sich selber was vorlügen. Ich gehör nicht zu denen, vielleicht denken manche, ich bin pervers, bin ich net, aber... Ich mußte das Buch schreiben, weil das auch für mich persönlich sehr wichtig gewesen ist, weil ich mich äußern konnte. Ich konnte das schreiben, was mir schon immer, schon Jahre lang, auf der Seele lag, was ich jetzt mit meiner Drogensache, wo ich immer Angst gehabt hab, wenn mich mal einer in die Pfanne hauen würde, die mir das Zeug verkauft haben, daß die sagen: der Jimmy Hartwig... Da hab ich lieber gleich vorgebeugt und gesagt, Jungs, ich bin nicht mehr erpreßbar, jetzt könnt ihr mich gerade an die Füße fassen, jetzt mach ich das Ding. Das Buch soll niemanden beleidigen, es soll nur Leute aufrütteln. Daß es in unserer Gesellschaft immer noch Leute gibt, die Minderheiten in den Arsch treten oder nit hochkommen lassen. Daß sie sehn, wie ich das geschafft hab, also können sie es auch schaffen, mit Ehrgeiz und Willen. Ich bin der ehrgeizigste Mensch, glaub ich, wos gibt. Mich haben so viele schon am Boden gesehen, und immer wieder bin ich da. Stehaufmännchen.

Sie meinen, Affären, Drogen, Unterwelt, das haben Sie jetzt hinter sich?

Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, ich hab mit Drogen nix mehr am Hut, ich machs wirklich nicht mehr. Ich bin treu. Ich guck nach Frauen, find ich absolut geil, nach Frauen gucken, ich hab gut Gelegenheit, immer mal wieder ne Frau aufs Kreuz zu legen, aber das bringts doch alles nicht. Ich hab alles gehabt, ich hab alle Sauereien gemacht, die wos gibt, und deswegen... Man kann nie nie sagen, aber ich glaube, nee, ich hab so ne tolle Frau. Ich hab einen Sohn – jetzt hab ich Freunde, kann man sagen, früher hab ich nur Arschlöcher gehabt, die mir auf die Schulter gekloppt haben, die brauch ich nicht. Jetzt bin ich nur einer, der seine Ruhe haben will.

Wie siehts mit den Beziehungen zur Unterwelt aus?

Ich kenn die ganze Unterwelt, insofern machts Spaß, da hinzugehen. Freunde kann man nicht sagen. Freunde sinds nicht. Es sind Menschen, mit denen ich klarkomme, weil sie ehrlich sind. Natürlich kenn ich sie alle, ich kenn die ganzen Jungs,

ich bin aber nicht da, ich bin nicht bei ihnen, bloß es ist immer gut, wenn man sie kennt. Wenn man sich sieht, trinkt man ein Bier zusammen und mehr nicht. Die machen ihre Geschäfte, und ich mach meins.

Haben sie noch ein Verhältnis zu Offenbach?

Gar keins mehr. Ich hab damit nix mehr am Hut. Ich hab da Fußball gespielt, ich bin da großgeworden, die haben ne Ablösesumme für mich bezahlt, und damit war die Sache für mich erledigt. Aus. Fertig.

Wie ist es, wenn man als Spieler zu einem Verein verkauft wird, den man nicht leiden kann?

Ich bin ne Hure. Jeder Spieler ist ne Hure und verkäuflich. Der eine gut, der andere besser, wie das im Leben so ist. Und ich war eine gut bezahlte Hure, aus fertig, ich hab die Knete gekriegt. Es geht nur darum, was jeden Monat auf dem Konto ist. Das zählt. Wenn einer sagt, das stimmt nicht, dann lügt der sich in die eigene Tasche. Dann sollen sie aufhören, für Geld zu spielen, sollen sie sagen: Ich bin stolz, da zu spielen, ich brauch kein Geld von euch. Soll er sich dann nur 1.200 Mark geben lassen, daß er die Miete bezahlen kann, gerade soviel, wie ein Arbeiter verdient. Dann sag ich, das ist ein Guter, der ist stolz, in dem Verein zu spielen. Aber wehe dem, der kriegt von den Vierhunderttausend, was er im Jahr verdient, nicht alles, da fehlen 3.000 Mark, ja was dann los ist! Laßt euch nicht verarschen!

Sind sie mit dem Fußball fertig?

Von allem. Ich seh mir die Bundesliga nur noch im Fernsehen an. Wenns n gutes Spiel gibt. Gut, wenn ich ne Freikarte krieg, geh ich auch schon mal ins Stadion. Es gibt wichtigere Sachen im Leben wie Fußball.

Trotzdem, wer wird Meister?

Bayern München machts wieder. Ich würds Dortmund gönnen, weil Dortmund hats verdient, weil Dortmund ist von den Menschen da im Ruhrpott, die hams mal verdient, daß die den Meister machen, aber leider werdens wieder die Glücksritter von Bayern München, die machen wieder Wallfahrt nach Altötting, das hilft bestimmt.

Und wer steigt ab?

Sechzig geht ab. Bochum, tipp ich mal, man muß ja aufpassen, es ist immer schwer, Uerdingen, Duisburg, wie die sich entwickeln. Aber das sind die Kandidaten.

Wem würden sie von Herzen den Abstieg wünschen?

Kaiserslautern. Die mag ich nicht, die Säue. Kaiserslautern oder Werder Bremen, einer von den zwei könnte sich verabschieden. Ich kann sie nicht ab. Kaiserslautern – da schlägt dir der pure Haß entgegen. Die hätt ich gerne, daß die abgehen, aber nicht in die Zweite Liga, sondern gleich ab in die Hammelklasse.

Jimmy Hartwig: *Ich möcht noch soviel tun.* Bastei Lübbe 1994, 235 Seiten, 12,90 Mark

Elke Wittich ist freie Autorin in Berlin

Konkret 12/94, S. 58

Martin Pesch

31,3 cm2

Plattencovers repräsentieren das Image einer Musik. Sie bieten dem Popmusiker Gelegenheit, seine Position im Popuniversum visuell zu definieren. Die Hamburger Ausstellung »The Retrographic Beat« klopft die Geschichte der Covergestaltung auf Bezüge und Ähnlichkeiten ab und belegt, warum bei einer neu gegründeten Musikzeitschrift die Anmaßung schon auf der Titelseite beginnt.

Die adäquate Aneignung des Anzugs: die Hamburger Band Blumfeld

Es ist über zehn Jahre her, daß Jon Savage in einem Artikel über das Zitat im Pop schreiben konnte: »Die Bilder aus der Popgeschichte werden zitiert als eine Art Ritual, als magischer Schlüssel, der Zugang zu einer Zeit verschafft, als Pop noch frech und frisch war, Geld, Sex und Ruhm ohne Grenzen versprach.« Diesen nostalgischen Aspekt verband Savage mit dem pophistorischen Moment, in dem Punk als das für ihn letzte »wirklich Neue« von Musik- und Werbeindustrie aufgesogen und seiner grundlegend kritischen Impulse beraubt war.

Ebenso, wie die Konstruktion historischer Linien und Abgrenzungen im Popkontext als Strategie der Argumentation gefällt, ist es zweifelhaft, ob man das musikalische und graphische Zitat funktionalistisch im Sinne von Savage betrachten kann. Für ihn geht nach Punk das Zurückschauen einher mit der Manifestation eines *Früher war alles besser*. So wird es für Savage möglich, die Inflation der Anleihen aus der Popvergangenheit mit dem politischen *backlash* im England der achtziger Jahre zu verbinden. Obwohl derartige Analogien heute eher simplifizierend erscheinen, ist ihnen ein kritisches Moment eigen, dem auch 1994 einiges abzugewinnen ist.

In einer Zeit, in der von Geschichte im politischen und kulturellen Rahmen revisionistisch bzw. mystifizierend gesprochen wird, ist zu fragen, welche Funktionen das Zitat in der Popkultur nach Punk, also in den 80ern und zu Beginn der 90er Jahre hat. Es geht nicht mehr darum, über diese Auseinandersetzung politische Tendenzen überhaupt erst wahrzunehmen, sondern darum, herauszufinden, welche Tendenzen im Pop geeignet sind, den politisch-kulturellen Umgang mit Geschichte zu unterlaufen.

Es geht um Definitionsmacht. Wenn also die erste deutschsprachige Ausgabe des »Rolling Stone« mit dem Goldlamé-Anzug aufmacht, den Elvis auf seinem 58er Album »50 000 000 Elvis Fans can't be wrong« trug, und darüber »Der Rock 'n' Roll beginnt hier« druckt und die ganze Chose dann medienmäßig wochenlang ausgekaut wird, weiß jeder, daß die, die schon immer linientreu die Weiße Gitarre angebetet haben, vorerst das Sagen haben werden. Und – einmal in Schwung gebracht – können die dann auch das Cover von Blumfelds »L'etat et moi«, weil der Goldanzug darauf auch eine Anwendung findet, als Kronzeugen ihrer eigenen »Aktualität« benutzen. Bei dieser Eingemeindung werden alle Differenzen untergepflügt, die zwischen dem geschichtlichen Zitat auf dem »Rolling Stone« und dem auf dem Blumfeld-Cover bestehen. Auf der einen Seite wird nämlich ein Produkt in den Handel gebracht, das den Weg zu seinem Marktsegment nur finden kann, weil es offensichtlich an eine Tradition festgepflockt ist, die Sicherheit verspricht: der Goldanzug als Rüstung gegen sogenannte Trends wie Hip Hop und Techno und als Schutzkleidung für Kids, die nach dem Rave an Vatis Plattenschrank die alten Hendrix-Scheiben lieben lernen (so ähnlich RS-Chefredakteur Gülden). Auf der anderen, der Blumfeld-Seite wird dagegen der Goldanzug benutzt, um einem lange verrottet erschienenen Symbol eine neue Bedeutung abzugewinnen. Nicht zufällig steckt in der Anzugvielzahl nicht der Bandleader alleine, sondern Menschen aus dem Umfeld der Gruppe. Rock 'n' Roll wird hier durch die Art der Benutzung eines popgeschichtlichen Zeichens nicht als etwas behauptet, das irgendwo zu beginnen hat und dann jeden Monat abgeholt werden kann, sondern als etwas, das sich in der sozialen Auseinandersetzung als eine im Moment adäquate Form des Ausdrucks erweisen kann. Das schafft einen Rahmen, in dem sich das Leben vorerst leben läßt – das dürfte der neue Sinn sein, den Blumfeld dem Rock 'n' Roll gegeben haben. Man kann das wissen, ohne einen Takt gehört zu haben: Pop ist die Fabrikation von Images, die Kreation von Stilen, die Stilisierung von Persönlichkeiten, das Ausprobieren von Rollenmodellen. Zwangsläufig ist jedes Partizipieren am Pop als Produzent oder Konsument ein Partizipieren an der Produktion von Bildern. Die Musik, von der gerne behauptet wird, sie sei es, um die es eigentlich gehe, ist »verpackt« in jeweils bestimmte Bilder, die als Schlüssel zu dem Platz funktionieren, den das Produkt auf dem Markt einnehmen kann. Daran hat auch die CD nichts geändert, deren Gestaltung in den meisten Fällen die ästhetischen Prinzipien des LP-Covers in verkleinerter Form fortschreibt. Die Gestaltung des Covers nimmt dabei eine bedeutende Rolle ein, die allerdings immer mehr relativiert wird durch die Verbreitung von Videoclips und anderer Merchandisingprodukte. Folge dieser Entwicklung ist, daß das Cover in den letzten gut zehn Jahren immer weniger originäres Produkt und immer mehr selbstreflexives Medium geworden ist. Es bietet durch seine fünfzigjährige Geschichte wie kein anderer Bildträger im Pop die Möglichkeit, seine eigenen Funktionen zu thematisieren.

An der Art und Weise, in der dieses erfolgt, läßt sich nicht nur ablesen, wie gut sich eine Band oder ein Grafiker in der Popgeschichte auskennen, sondern es läßt sich das Bewußtsein erkennen, daß Popgeschichte einen Prozeß darstellt, in dem sich Individuelles, Neues, Einzelnes nicht mehr abzeichnen kann, ohne geschichtliche Bezüge freizulegen.

Beispielhaft dafür läßt sich die LP »Reformhölle« von Cpt. Kirk &. anführen. Sie druckten die Plattenhülle in verschiedenen Varianten, wobei Vor- und Rückseite jeweils Covers unterschiedlicher Interpreten (Massive, Einstürzende Neubauten, Prince, Big Black) zitierten. Die reproduzierten Originale wurden aber so bearbeitet, daß die ursprünglichen Schriftzüge und Erkennungsmerkmale weggekratzt sind und an ihrer Stelle ein Untergrund sichtbar wird, wie er beim Ablösen alter Tapeten von der Wand zum Vorschein kommt. Verbindendes Element der unterschiedlichen Varianten ist ein immer gleicher schwarzer Streifen mit dem Bandnamen Cpt. Kirk &. und dem LP-Titel »Reformhölle«; dazwischen findet sich ein anderer möglicher Titel, »Hotel Ruhe«, der allerdings durchgestrichen ist. Der zerstörerische Gestus gegenüber den Originalen entspricht einem konstruktiven Gestus gegenüber dem Selbstbild der Band. Hier wird eine Tradition konstruiert, in der unterschiedlichste Musiken wiederum nebeneinanderstehen und in die sich Cpt. Kirk &. einreihen – und das nicht im Vertrauen auf die Relevanz der Vorläufer, sondern mit dem Anspruch, dieser Tradition mittels produktiver Anwendung überhaupt erst zu einer Relevanz zu verhelfen. Das eigene Produkt, die LP »Reformhölle«, wird dabei nicht als Endergebnis oder Zweck des Prozesses vorgestellt, sondern als vorläufiges Stadium präsentiert, dem die Weiterentwicklung, das Durchgestrichenwerden, anzusehen ist. Wenn man sich ein Haus aus den Knochen von Jacques Derrida baut, hat man immer was zu tun.

Heißt Derridas neuestes Buch nicht *Die Gespenster von Marx*? Und lassen sich an der Dekonstruktion der Popgeschichte, die Cpt. Kirk &. betreibt, nicht auch die Gespenster des Marktes erkennen? Die sichtbar werdende Wand auf den »Reformhölle«-Covers macht deutlich, daß es unter dem jeweils auf ein Produkt gemünzten Design um die Ware an sich geht. Unter allem steckt ein zu amortisierender Wert von Produktions- und Werbekosten. Pop ist eigen, daß die Amortisation einhergeht mit dem Genuß. Das Plattencover nimmt in diesem Prozeß eine hybride Position ein. Es hat eine profane Schutzfunktion, es ist Verpackung des »eigentlichen« Produkts, es hat einen ästhetisch-künstlerischen Wert und es ist Bedeutungsträger für die jeweiligen Images und Ansprüche der Interpreten. Es ist dies alles zugleich, und deswegen kann mit ihm trotz jahrzehntelanger Bemühungen nicht verschleiert werden, daß das, was in ihm steckt, teuer bezahlt werden muß. Um ein letztes Mal auf Cpt. Kirk &. zurückzukommen: Auf ihrem Cover wird der Zusammenhang des kulturellen Wertes, der sich durch diese jahrzehntelangen Bemühungen angehäuft hat, mit dem sie bedingenden Marktwert deutlich.

Aus der Reihe »Ähnlich und doch anders« läßt sich ein Fall anfügen, in dem dieses Verfahren von einer anderen Warte aus geübt wird. Gehört zu Cpt. Kirk &. ihre marginale Bedeutung, was den Markt und das Geldverdienen betrifft, und ihr daraus resultierender Blick »von außen« auf damit zusammenhängende Strukturen, verdienen die Pet Shop Boys ziemlich gut und können daher einen Blick »von innen« auf Marktstrategien und ihnen entsprechende Produkte werfen. Sie behandeln sich dabei selbst als Phänomen; deshalb sehen ihre Reflexionen so aus wie Selbstreflexionen.

1988 veröffentlichten sie in Abständen ihren Song »Heart« auf drei Maxi-Singles. Zuerst erschien »Heart« mit einem von Grauwerten bestimmten Photo von Neil Tennant im Gentleman-Look und mit nach unten gerichtetem Blick. Der Songtitel prangt in schwarzer Blockschrift auf der oberen Hälfte des Bildes. Die Platte enthält einen Disco- und einen Dance-Mix des Titelstücks. Der danach veröffentlichte »Remix« enthält einen solchen und einen Dub-Mix des Stückes »Heart«. Das Cover ist von Brauntönen, also einer Mischfarbe, beherrscht. Wieder ist Tennant in derselben Pose zu sehen, auf seinem Gesicht diesmal ein leichtes Lächeln. Hinter ihm steht Chris Lowe; die Photographie zeigt ihn in einer durch Bewegungsunschärfe konturlosen Gestalt. Das Wort »Remix« ersetzt den Titel des Stückes, »Heart«. Die dritte Veröffentlichung dieser Reihe ist musikalisch identisch mit der ersten; identisch sind auch die Bestellnummern. Dieselbe Platte ist also mit unterschiedlichen Covers im Handel. Das Cover zeigt an der Stelle, an der bisher Tennant zu sehen war, nun Chris Lowe in einem für ihn typischen obskuren und undefinierbaren Outfit.

Diese Serie ist ein Spiel mit den Funktionen, die Popmusik als Imageträger und Ware hat: Die Single, die traditionell als Vorgeschmack auf und als Kaufanreiz für die kommende LP fungiert, ist hier das Hauptprodukt. Dies ist allerdings eine Tendenz, die zur in den achtziger Jahren entstandenen Dancefloor-Kultur gehört. Die zu dieser Kultur gehörende Abfolge unterschiedlicher, unter Umständen auf unterschiedliche Käuferschichten zielender Abmischungen wird von den Pet Shop Boys hier schon einer Reflexion unterzogen, weil der »Remix« durch die Chronologie der Veröffentlichung von der »ursprünglichen« Aufnahme »gerahmt« ist. Die tendenziell unendliche Remixmöglichkeit (z.B. waren von »Relax« von Frankie Goes To Hollywood zeitweise 17 Fassungen auf dem Markt) wird zwar konkret gestoppt, bleibt aber angedeutet. Diese Andeutung wird von der graphischen Gestaltung geleistet (die Hüllen gestaltete – wie alle PSB-Cover – Mark Farrow). Die beiden Folgeplatten mit Remix und den »Original«-Abmischungen sind mehr oder weniger deutliche Variationen der zuerst veröffentlichten Platte. Die Cover-Varianten verpacken einmal eine musikalische Variante und einmal das musikalisch Gleiche. Was sich also an der Oberfläche unterscheidet, bezieht sich nicht mehr auf einzeln abgrenzbare Einheiten, sondern verweist nur noch auf eine Kette von Ähnlichkeiten.

Walter Benjamin hat geschrieben, daß der Mensch die »allerhöchste Fähigkeit im Produzieren von Ähnlichkeiten« habe. Die Forschungen auf dem Gebiet des Ähnlichen waren für ihn Voraussetzung, um Zugang zum okkulten Wissen zu bekommen. Wichtig sei dabei nicht, so schreibt er, die Ähnlichkeiten einfach anzuführen, sondern die Einsicht in die Prozesse, die Ähnlichkeiten produzieren. Ähnlichkeiten in der Popgeschichte zu erforschen hat so wenig mit dem

Schlendern durch die Plattensammlung zu tun, wie Benjamins Forschungen mit Esoterik. Der Sinn bleibt dabei immer, diejenigen, die die Geschichte für ihre Zwecke vereinnahmen wollen, zu entlarven. Manchmal heißen sie »Rolling Stone« und manchmal Thomas Rothschild oder »Rock-Rundschau« und Peter Kemper. Sie sind gefährlich, sie argumentieren mit Ähnlichkeiten. Ihnen und ihren Marktsegmenten darf man keine Ruhe lassen.

»The Retrographic Beat«, die von Markus Weisbeck konzipierte Ausstellung zum Thema dieses Artikels, ist noch bis zum 15.12.94 in der Galerie Möbel perdu, Fettstr.7, Hamburg zu sehen.

Martin Pesch schrieb in LITERATUR KONKRET 94 über die afroamerikanische Theoretikerin bell hooks.

Konkret 12/94, S. 61

Thomas Palzer

Auch nur Eiweiß

Der polnische Autor Andrzej Zaniewski zeigt die Evolution als Irrtum im Dienst der Eitelkeit.

Ich weiß nicht, ob Andrzej Zaniewskis *Die Ratte* irgendwas mit der *Rättin* von Günter Grass gemein hat – ich denke, außer dem Wortstamm nicht viel. Eher schon erinnert der Roman an Akif Pirin is bei Goldmann erschienenen Krimi *Felidae*, der seine Geschichte aus der Perspektive einer Katze erzählt. Bei Zaniewski ist es die einer Wanderratte. Und mit Daniil Charms ließe sich nun sagen: Das ist eigentlich alles.

Vielmehr: Das könnte schon alles gewesen sein. Doch der 1940 in Warschau geborene Autor treibt nicht bloß ein literarisches Spiel. Anders als die Wortspiritisten, die hartnäckig das Instrument mit der Musik verwechseln (und das empirische Gesetz bestätigen, wonach die, die die teuerste Anlage zu Hause stehen haben, immer die schlechteste Musik hören), ist er an der Wirklichkeit interessiert. Zaniewskis Erkenntnisinteresse zielt auf die Ursachen und Mechanismen, die zu der besonderen Existenzform der Ratten geführt haben. Er, der 1977 in dem vom Krieg verheerten, hungernden Vietnam war und dort von Fällen hörte, da in vermeintlich sicheren Wiegen zurückgelassene Kinder von Ratten gefressen wurden (was die Sage vom Bingener Mäuseturm wieder ins Recht setzt), vertritt die ketzerische Ansicht, daß erst in der Begegnung mit dem Menschen die Ratte zu einer fruchtbaren, aggressiven und allen Veränderungen widerstehenden sozialen Gemeinschaft fand. Erst der Mensch als der größte Widersacher der Ratte begünstigte es, daß diese – ein eigentlich schwaches, Grotten, Wälder und Steppen besiedelndes Geschöpf – dermaßen erstarkte, daß die Gattung alle Kontinente eroberte und eine komplexe soziale Organisationsstruktur entwickelte. Im Grunde sagt Zaniewski nichts anderes, als daß der Einsatz von Antibiotika immer zugleich das miterzeugt, was schließlich gegen sie resistent ist – eine Theorie, die in Anbetracht der Rückkehr der Infektionskrankheiten und der jüngsten Ereignisse in Indien von aktuellem Bezug ist. Und aktuell schon zu der Zeit gewesen wäre, wo noch die bipolare Logik des Gleichgewichts der Kräfte herrschte. Dem sogenannten Gleichgewicht sprach jede einzelne Boden-Boden-Rakete Hohn. Kein Wunder, daß der Westen jetzt, wo seine Boden-Boden-Raketen ohne gegnerischen Boden-Boden auskommen müssen, eine Kategorienkrise erlebt.

Was durch Zaniewskis Text spricht, ist also eine Ratte – allerdings eine, die mit deutlich menschlichem Akzent spricht. *Die Ratte* ist eine Parabel – und darin, in ihrer altmodischen Pädagogik, besteht vielleicht doch eine gewisse Nähe zu Grass. Diese Vermutung beinhaltet noch kein Urteil. Zaniewski will belehren. Sein Text verzichtet auf die ästhetische Promiskuität, die Sinn nicht stiftet, sondern stiften gehen läßt, und die das Loch mit virtuoser Technik stopfen zu können meint – was ironischerweise als Kennzeichen des offenen Kunstwerks gilt, jedoch meistens nur Kunstgewerbe produziert. Technisch einwandfrei ist auch eine Buchstabensuppe. Zaniewskis Text verhilft der freundlichen Antiquiertheit zur Immunität gegen den modischen Übermut.

Der Mensch ist ein schmutziges Tier, und in der alttestamentarischen Existenz seines haarigen Kumpels, in dessen rücksichtslosem und unentwegtem Kampf ums Dasein, soll der Leser laut Verlagswerbung ein getreues Abbild seiner eigenen Zivilisation erkennen, ein Spiegelbild der Verteilungskämpfe und sozialen Deformationen. Sozusagen ex negativo entwirft Zaniewski dabei ein düsteres und stummes Szenario der humanoiden Gesellschaft, die in dem unhaltbaren Gefühl lebt, einzigartig zu sein, und die, von der Ratte aus betrachtet, die Welt da draußen ist. Die eigene Welt als die Welt da draußen sehen zu lernen, als eine neben anderen – neben denen, die die Vögel bevölkern oder die Insekten – , das ist das heroische Anliegen des Romans. Wenn die Lektüre es erzwingt, daß wir unsere angebliche Überlegenheit in Frage stellen, dann jedoch nicht, weil wir mit den Augen der Ratte die Ratte in uns entdeckten (nach welchem einfältigen und vom Klappentext geheiligten Prinzip heute jeder Tierschützerverein arbeitet), sondern weil wir uns erkennen als das, was wir sind: eine Eiweißkombination neben anderen, just another piece of (white) trash.

Motivgeschichtlich schließt Zaniewskis Roman auf seine Weise an Kafkas *Verwandlung* und Camus *Pest* an. Der Ich-Erzähler des Romans ist keine Ratte, sondern ein Ich, das nur Ähnlichkeit mit einer Ratte hat. Nur darin ist sein Vermögen begründet, die Schwarz-Weiß-Logik zu sprengen, die in der Ratte lediglich ein (schwarzes) Spiegelbild des Menschen sieht. Das nur bewahrt vor dem verbreitetsten aller Kategorienfehler: nämlich das Eigene und das Fremde bipolar zu denken und letztlich miteinander zu identifizieren. Zaniewskis einer Ratte nur ähnliche Ratte legt keinen falschen Analogieschluß nahe, drängt keine Parallelisierung auf. In anderen Worten: Die Ratte ist eine Rakete, die dem Typus Boden-Boden-Rakete nur ähnlich sieht, ohne eine solche zu sein – weshalb sie nicht geradewegs in den literarischen Kollaps, nämlich zur Boden-Boden-Boden-Rakete führt (zur Identifikation Karl Mays mit Old Shatterhand).

Den drei großen Kränkungen, die dem Menschen zugefügt worden sind – von Kopernikus, von Darwin und von der Psychoanalyse – , setzt der Autor noch eine weitere drauf: die Kränkung, daß die Evolution, dank deren theoretischer Emphase sich der Mensch an der Spitze wähnt, gar keine ist. Ratz, Rättin und Rattensohn verhalten sich ähnlich wie wir – und das bedeutet, daß von der Evolution nichts übrig bleibt als die Erkenntnis, daß es keine gibt – zumindest keine pyramidale. Alle Zivilisation ist nur eine Variante des immergleichen Sozialdramas, das sich im Rhythmus von fressen und

gefressen werden vollstreckt. Um ihren mythischen Gehalt bereinigt, offenbart sich die Evolutionstheorie weniger als ein Weg nach oben denn als ein Irrtum im Dienst menschlicher Eitelkeit.

Der Roman beginnt – artgerecht – im Dunkeln und inspiziert später dessen materielle Formen: Kanäle, Stollen, Keller, Souterrains, unterirdische Gänge, Dachböden, Tunnels, Ritzen, Durchschlüpfe, Rinnsteine, Kloaken, Klärgruben, Brunnenschächte, Abfallkübel, Müllkippen, Speicher, Scheunen usw. Und er endet mit dem Tod des durchaus sympathischen Protagonisten, der Anti-Wander-Wanderratte, die erschöpft in einem blinden Gang eben desjenigen Nests landet, in dem nun die letzte Generation ihrer Jungen heranwächst und aus dem sie einige Kapitel zuvor von einem jüngeren Männchen, einem Rivalen, vertrieben worden ist. Dieser spürt das vor Auszehrung schon halluzinierende Rattendouble auf und durchbeißt ihm die Kehle – und just im nahenden Todesaugenblick sieht der Protagonist ein Licht – wie zu Beginn seiner Existenz, nachdem er den warmen Bauch der Mutter verlassen hatte und die Nabelschnur durchtrennt war.

Dazwischen, nach Zitzen, Milchbauch und ersten Erfahrungen in Keller und Bäckerei, nach Pubertät und gefährlichen Begegnungen mit menschenähnlichen Geschöpfen, nach Bluträuschen und Angst – dazwischen: viele Abenteuer. *Die Ratte*, würde ich sagen, ist ein Buch, das einem Jugendbuch verteufelt ähnlich ist. Aber es ist für Erwachsene.

Andrzej Zaniewski: *Die Ratte*. Hanser Verlag 1994, 208 Seiten, 34 Mark

Thomas Palzer ist Autor der Erzählung Pony , erschienen im Bommas Verlag, Augsburg

Konkret 12/94, S. 62

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

An die schönen Tage, da deutsche Invasoren die Prager Innenstadt in Piß und Kacke legten, erinnert der »Spiegel«-Redakteur Erich Wiedemann:

Es war ein historisches Ereignis. Ich war als Journalist dabei.

Das ist wahr. Denn als er schreiben will: Ich gebe zu, daß auch ich feuchte Augen hatte, schreibt er journalistisch:

Ich gebe zu, daß ich auch feuchte Augen hatte,

und nicht nur, wie gewöhnlich, feuchte Hände, schwitzende Füße und klamme Hosen.

Wiedemanns und seiner Kondefäkanten Glück war das Pech des kurz zuvor mit seinem vertrauten Weibe Freia herübergemachten Stephan Krawczyk, dessen Hoffnung auf künstlerische Mauerdividende alsbald unter die Räder von Millionen Richtung Aldi rasender Trabbis geriet. Als der Barde sah, daß ihm der Kapitalismus nicht gut war, kehrte er um, so weit es noch ging, und begleitete den Wahlkampf der einstigen SED mit seinen Liedern.

Ich denke, daß mein Gesang jeden ideologischen Anlaß außer Kraft setzen kann,

fügte er gratis hinzu, und wer ihn je gehört hat, muß zugeben, daß dieser Sänger einem nicht nur die Lust vertreibt, Bastillen und Winterpalais zu stürmen. Zu Risiken und Nebenwirkungen aber sagt er:

Ich kann die Gewähr dafür bieten, daß die Menschen, die sich während meines Konzertes im Raum aufhalten,

nämlich die Kosmonauten,

keinen ersichtlichen Schaden anrichten,

sondern bloß nehmen.

Die Familie der »Frankfurter Allgemeinen« zeigt an:

Mit den Angehörigen und Freunden trauern wir um

Dr. Reiner Hofmann

der uns am 27. Oktober ganz unerwartet verlassen hat. Über drei Jahrzehnte galt sein Wirken der Fortführung und Weiterentwicklung der Marke PELO.

Wir sind froh, daß wir ihn hatten.

Wir haben sehr viel verloren und werden ihn nie vergessen.

Geschäftsleitung und Mitarbeiter der Firmen

PELO-Krawatten, Berlin

Froh zu sein bedarf es wenig, und mitunter genügt der Gedanke, daß einer, dessen Wirken über die Jahrzehnte der Fortführung und Weiterentwicklung der Marke PELO galt, nur unvergeßlich und nicht unsterblich ist, noch fröhlicher aber stimmte der Gedanke, einem eben ans Licht der Welt tretenden kleinen Reiner erschiene Dr. Hofmanns dickes Ende, worauf er sich die Nabelschnur um den Hals legte, als wärs eine Krawatte der Marke PELO, Berlin.

Wenn Theo dem Wunsch Nachdruck verleihen will, daß sich Palästinenser und Juden vertragen sollen:

Seit Menschen Geschichte machen, hat es Krieg und Frieden gegeben. Stets gab es wackere Kriegsleute, deren Heldentaten die Barden besangen, aber auch mutige Friedfertige, die Jesus seligpries. Und es gab von Anbeginn schändliche Störenfriede, die Streit und Hader schürten, wo die Waffen hätten schweigen können. Homer berichtet in der »Ilias« von dem Troianer Pandaros, der den Spartanerkönig Menelaos mitten im Waffenstillstand mit tückischem Pfeil schwer verwundete; statt Freundschaft zwischen Achäern und Troern herrschte danach auf lange Jahre wieder »schlimmer Krieg und schreckliche Feldschlacht«. Ähnliche Beispiele führt Machiavelli in einem Kapitel seiner »Discorsi« auf: »Welcher Mittel sich einige bedient haben, um einen Friedensschluß zu stören.« Der feige Anschlag, den Al-Quassem, der militärische Arm der Hamas-Bewegung, vorige Woche in Tel Aviv verübte, fügt sich denn in ein bekanntes Muster historischer Ruchlosigkeit.

Jesus, Homer, Ilias, Pandaros, Menelaos, Achäer, Troer, Machiavelli, Discorsi, alles fügt sich in das bekannte Muster, wenn Am-Quasseln, der journalistische Arm der Humanismus-Bewegung, die Welt mit seinem Abitur bedroht.

Was geschieht, wenn frischbekehrten Kommunisten die soziale Krampfader schwillt, macht die Zeitung vor, die einmal das Zentralorgan der SED war:

Die Hansestadt Hamburg läßt ihren Schwänen Fürsorge angedeihen, über die sich manch Obdachloser freuen würde: Per Kahn werden die eingefangenen Alsterschwäne ins Winterquartier am Hamburger Mühlenteich geleitet.

Ob sich darüber manch Obdachloser freuen würde? Gewiß nicht so sehr wie der lesende Genosse Olaf Albrecht, PDS-Stadtrat in Berlin-Weißensee:

Die PDS hätte die Chance, die Lücke demokratisch-sozialistischer Politik in Deutschland auszufüllen und konsequent zu verwirklichen.

Aufgabe des Kommunisten war die allseitige Entwicklung kommunistischer Verhältnisse. Aufgabe des demokratischen Sozialisten ist es, die Lücke konsequent zu verwirklichen.

Eine vormals maoistische PolitikerIn ist von Wolfgang Schäuble ins Präsidium des Bundestags gewählt worden. Eine vormals alternative LeitartiklerIn kommentiert den Fortschritt mit dem radikalen Einfall:

Am Ende zählt das Ergebnis.

Und das lautet 0:0. Für Antje und Donata.

Zum Jahrestag ihrer nationalen Auferstehung schreibt der Alfred Grosser, der nicht noch einmal von ihnen verfolgt werden will, sich die Deutschen nett zurecht:

Die doppelte Geschichte des Artikels 23 des Grundgesetzes ist zu einem schönen Symbol geworden. 1990 wurde er abgeschafft, weil es nichts mehr zu vereinigen gibt, denn die Einheit ist laut neuer Präambel vollendet – was unter anderem die polnische Grenze endgültig endgültig macht.

Sie ist vielleicht endgültig endgültig, sie mag sogar endgültig endgültig endgültig oder endgültig endgültig endgültig endgültig sein – nur eines ist sie, wie auch Grosser zu ahnen scheint, nicht: endgültig.

Das »Deutschland-Magazin« des alten Nazis und Kohl-Freundes Kurt Ziesel hat den berühmten Erfinder der »Strategie der systemüberwindenden Reformen« und Alterspräsidenten des internationalen Jungsozialismus für sich entdeckt und benannt. Es ist der

realistischere außenpolitische Sprecher der Bundestagsfraktion, Karl Voigt.

Die Rubrik, in der es geschah, heißt: »Beim Namen genannt«. Die kleinen Freuden des täglichen Lebens.

In einem Renegaten-Zirkular der PDS, das sich »die Zeitschrift der zukunftsorientierten Nachdenklichkeit« nennt, denkt der Bernd Rabehl, Mitglied einer konkurrierenden Renegaten-Familie, mehr vergangenheitsorientiert über 1968 nach:

Zum ersten Mal in der europäischen Geschichte ist ein Funke aus deutschen Landen aufgeglüht, um Frankreich und Italien zu befruchten. Das ist schon spannend.

Es *war* 25 Jahre lang spannend, warum der glühende Funke kein Feuer entflammt hat. Jetzt wissen wir’s: Er ist, dank Rabehl, in Frankreich und Italien beim Befruchten ersoffen.